

5237404

Juv. 11887

Handzeichnungen.

Von

Carmen Sylva.

135837
Feser



DONATION



Berlin.

Verlag von Alexander Dunder,
Königl. Hofbuchhändler.
1884.

BIBLIOTECA
FVNDAȚIVNEI



BIBLIOTECA CENTRALĂ
UNIVERSITARĂ
BUCUREȘTI

Cota

~~79168~~
2431-B

Inventar

135837

Nr Inv.

11887

Secțiunea

FR I

Raftul 2431.B.9

B

1956

Biblioteca Centrală Universitară
BUCUREȘTI
Cota: 79 168
Inventar: C135 837

20227/01

Alle Rechte vorbehalten.

B.C.U. Bucuresti



C135837

Inhalt.

	Seite
Ein Brief. — Radirung	1
Ein Blatt im Winde. — Kohlenzeichnung	51
Ganz einfach. — Umriss	99
Köln. — Holzschnitt	121
Mondnacht. — Incunabel	151
Deutsches Glück. — Portrait	161
Meerweibchen. — Aetstudie	171
Schlimme Geschichte. — Vignette	197
Die Glücklichen. — Stillleben	209
Die Blutbuche. — Landschaft	217
Spuk. — Schattenriss	255

1956

Biblioteca Centrală Universitară
BUCUREȘTI
Cota: 79 168
Inventar: C135 837

20227/01

Alle Rechte vorbehalten.

B.C.U. Bucuresti



C135837

Inhalt.

	Seite
Ein Brief. — Radirung	1
Ein Blatt im Winde. — Kohlenzeichnung	51
Ganz einfach. — Umriss	99
Köln. — Holzschnitt	121
Mondnacht. — Incunabel	151
Deutsches Glück. — Portrait	161
Meerweibchen. — Aelstudie	171
Schlimme Geschichte. — Vignette	197
Die Glücklichen. — Stillleben	209
Die Blutbuche. — Landschaft	217
Spuk. — Schattenriß	255

Ein Brief.

Radirung.



Ach! das starke Schellen! die schlechte Gewohnheit! Ja, ja, ich komme ja schon! kaum kann man die Arbeit aus der Hand legen. Die Todten könnte das aufwecken. Ja, ja, da bin ich ja schon; die Dörte ist aus; ich muß schon selber nachsehen. Was? der Briefbote! Wer schreibt mir denn da? Wie lange habe ich keinen Brief mehr bekommen, ich schreibe ja auch nicht. Handschrift unbekannt; doch meine ich, ich hätte sie schon einmal gesehen. Siegel verwischt, als wäre nicht viel Zeit darauf verwendet worden. Ortsname unleserlich. Keine Hand hat sich viel Mühe gegeben, die auf diesem Blatt geruht. Was mag er bringen? Sicher etwas Unangenehmes. Was kann denn Anderes als Unangenehmes in einem Briefe stehen! Ach, von Sophie Lehn! Wie sonderbar! Sechszehn Jahre haben wir uns nicht mehr geschrieben, was mag sie mir zu sagen haben?

Meine gute Agasta!

„Das Leben hat uns so weit von einander gerissen,
„daß wir uns ganz aus den Augen verloren. Wer
„weiß, wie verändert wir uns gegenseitig finden würden.
„Dein letzter Brief sagte mir, Du habest ein Töchterchen.
„Die mag nun wohl auch zur Jungfrau erblüht sein, an
„der Spitze vieler Geschwister.

„Von meinen Kindern sind mir Alle, bis auf zwei
„gestorben, einen Sohn und eine Tochter. Diesen, meinen
„Sohn, bin ich im Begriffe, nach N. zu schicken, und
„möchte ihn Deiner Güte empfohlen haben. Vielleicht
„wirfst Du ein mütterliches Auge auf ihm ruhen lassen,
„und wenn ich Dir gestehe, daß ich im Herzensgrunde
„den Gedanken hege, er möchte Deinem Töchterchen nicht
„mißfallen, so wirst Du vielleicht lächeln, aber nicht un-
„willig das Haupt schütteln.

„Das Pläneschmieden haben wir ja immer so gerne
„miteinander getrieben und nun, nachdem wir ein großes
„Stück Leben gelebt und mancher Silberfaden sich durch
„unsere Haare zieht, begegnen wir uns wieder bei der-
„selben Beschäftigung. Vielleicht werden die neuen Lust-
„schlösser ebenso zerrinnen, wie die alten, oder aber sind
„sie lebensfähiger!

„Weißt Du noch, ich wollte immer einen Don Juan
„heirathen, reich, mager, blaß, mit sich und der Welt
„entzweit, der dann durch mich wieder zum Leben zu-
„rückgeführt würde, und bekam einen gesunden, rothwan-

„gigen, nüchternen Mann. Du wolltest einen Sanften,
„Gutmüthigen haben und womöglich seine erste und ein-
„zige Flamme sein und nahmst den ärgsten Brausekopf
„und Rauschebeutel, den man je gesehen. Ich wollte
„eine brillante Partie, auch ohne Verlieben, und verliebte
„mich bis über die Ohren in einen Armen, der sich aber,
„Gott sei Dank — und seiner sparsamen Frau! — zu
„einem schönen Vermögen emporgearbeitet hat. Du
„träumtest eine Hütte und ein Herz und nahmst aus
„Liebe — zu Deinen Eltern — einen reichen Mann, eine
„gute Partie. Bei mir ging die Liebe unter in der
„Sorge um das tägliche Brot, bei Dir ist sie vielleicht
„gekommen, nachdem Du ein Kind hattest. Die Kinder-
„losigkeit in den ersten Jahren ging wie ein dumpfer
„Mollton durch alle Deine Briefe, die übrigens immer
„seltener wurden. Nach dem frohen Ereigniß bekam ich
„nie wieder ein Wort von Dir. Das Mutterglück hatte
„Dich so ganz befangen, daß Du alles Alte darüber
„vergaßest, und ich kann mir denken, daß es bei Dir
„eine wahre Leidenschaft wurde, nachdem Du so lange
„darauf gewartet.

„Du würdest mir mit einem langen Schreibebrief
„eine sehr große Freude machen. Du warst immer viel
„besser beanlagt als ich und wird Dein Leben sicher viel
„reicher und interessanter gewesen sein, als das meinige,
„das viel Mühe und Arbeit enthalten und weiter Nichts.
„Weißt Du noch, wie naiv Du sein konntest? Das hat

„Dir Dein Sausewind wohl bald vertrieben, aber ich
„denke, Deine Schönheit und Klugheit wird den Sieg da-
„von getragen haben. In unserem Alter, wenn die
„Kinder groß sind und die Sorgen abnehmen, liebt man
„ein stilles Plauderstündchen, vielleicht mehr noch mit der
„Feder als mit Worten, da man weder durch den Ge-
„sichtsdruck, noch durch die Antworten des Andern ge-
„stört wird.

„Man schreibt an ein Phantasiegebilde, genannt
„Jugendfreundin, und läßt dabei Erinnerungen vorüber-
„ziehen, frohe und trübe; man ist ja der Theilnahme des
„Lesenden gewiß. Also bitte, liebe Agasta, einen recht,
„recht langen Brief und eine freundliche Aufnahme
„meinem Sohne, der mir wie aus dem Gesicht geschnitten
„sein soll, Dir also nicht wie ein Fremder vorkommen
„wird.

Deine treue Sophie."

Ach! muß man antworten? Am liebsten thu' ich
so, als hätte ich den Brief nicht bekommen. Nein, das
geht nicht; denn der Sohn kommt an und fragt nach
mir. Wenn ich nicht die Wahrheit sage, dann schreibt
er und erzählt von Hörensagen Gott weiß was. Daß
ich noch reich sei, muß ich ihr gleich aus dem Kopfe
nehmen; dann giebt sie vielleicht die Heirathsgedanken
von vorn herein auf, ohne daß ich mehr sage.

Warum muß sie auch ihren Sohn gerade hierher

schicken? Ich kann ihm nicht nachlaufen und ihn beschützen, und zu mir kommt er einmal und nicht wieder. Dessen bin ich sicher.

Zeit zu einem Plauderstündchen hätte ich eben wohl. Sie schlafen. Ich will noch ein Scheit Holz nachlegen und mich dicht an den Ofen setzen. Die Lampe macht auch ein bischen warm. So — und die alte Decke wickle ich um die Beine, sonst friere ich wieder so. Das ist jetzt ganz behaglich; die Feder ist schlecht. Sie haben heute damit gespielt, alles Papier beschmiert, das sie bekommen konnten und sie dann natürlich nicht ausgeputzt. Diese ist besser. Nun, in Gottes Namen:

„Inniggeliebte Sophie!“

Das ist schon ein dummer Anfang, wenn man sich zwanzig Jahre nicht mehr geschrieben hat. Einen andern Bogen:

„Meine beste Sophie!“

„Dein lieber Brief hat mir eine um so größere „Freude bereitet“ —

Das ist gelogen. —

„als er mir Deinen lieben Sohn anmeldet.“

Das ist wieder gelogen. Eine harmlose Plauderei mit einer alten Freundin und schon zwei Lügen im ersten Satz!

„Ich kann mir denken, mit welcher Sorge Du ihn

„ziehen lässest und wie gern Du ihn deshalb einer
 „mütterlichen Freundin an's Herz legen möchtest. Nur
 „irrst Du Dich in der Wahl dieser Freundin — nicht
 „als ob ich nicht in treuer Liebe Deinem Knaben zu-
 „gethan sein würde, oder ihn mit tausend Freuden in
 „meinem Hause sehen, wenn nur meine Verhältnisse
 „derart wären, daß sich ein junger Mann bei mir wohl
 „fühlen könnte. Denn dies wäre die erste Bedingung,
 „um einen guten und glücklichen Einfluß auszuüben,
 „ihn z. B. von denjenigen Gesellschaften fern zu halten,
 „die Du am meisten für ihn fürchten mußt und deren
 „es gar Viele giebt in unserer, an weltlichen Gütern
 „gesegneten Stadt.“

So weit ist es gut, und eigentlich brauchte ich
 weiter Nichts zu sagen, als höchstens noch den wohl-
 gemeinten Rath, den jungen Mann wo anders hinzu-
 schicken. Denn um das Geringste zu erzählen, muß ich
 weit zurück. Sie erinnert mich an unsere Jugend, an
 meine Heirath! meine Heirath mit dem reichen Manne,
 dem Brausekopf, wie sie sagt. Ich möchte nur wissen,
 was sie Alles in ihrem Briefe nicht sagt. Wo war ich
 denn? Aha!

„Gesegneten Stadt. Ich habe leider die Gelegen-
 „heit gehabt, vielfach den Schaden zu sehen, den der
 „Reichthum hier angerichtet, und in solcher Nähe zu
 „sehen, daß mein Schicksal auf das Schwerste davon
 „belastet worden ist. Du sprichst von Silberfäden in

„Deinen Haaren. Die Meinen sind schon längst schnee-
„weiß in dem Kampfe, der seit der Jugend noch nicht
„aufgehört hat, in den Leiden, die nicht enden können,
„so lange ich lebe!“

Wo soll ich anfangen, zu erzählen? Soll ich ihr sagen, daß die Molltöne in meinen Briefen nicht nur durch die Kinderlosigkeit hervorgerufen waren, daß Reinhold mich gar nicht glücklich machte, daß er immer so heftig, so maßlos heftig war, daß ich vor ihm zitterte und mich sogar einige Male vor ihm versteckte, als ich seinen Schritt hörte. Er war doch so schön und die Frauen sahen ihm alle nach und sprachen von seinen wunderschönen Augen. Die gute Sophie war sogar ein bisschen eifersüchtig auf mich und merkte nicht, daß Reinhold wahrscheinlich der Don Juan war, den sie gern mit der Welt versöhnt hätte. Ich war so dumm mein ganzes Leben, und verstand immer erst Jahre nachher, worum es sich eigentlich bei allen Dingen gehandelt. Wie lange hat es gedauert, bis ich merkte, daß Reinhold eifersüchtig sei. Immer nach Gesellschaften war er so gereizt und schalt mich noch die halbe Nacht. Ich sehe ihn noch in meinem Toilettezimmer, auf dem kleinen, blauen Divan, wie er langsam die weißen Handschuhe von den langen, schlanken Fingern zog und mir sagte, ich sei coquett, ich habe schlechte Manieren und bilde mir noch ein, schön zu sein. Ich hatte gerade die Blumen und Haarnadeln vom Kopf ge-

nommen und mein Haar fiel wie ein Mantel um mich her.

„Soll ich's abschneiden?“ sagte ich und hatte schon die Scheere in der Hand. Er sprang auf, riß die Scheere fort und schleuderte sie in eine Ecke. Er war so wüthend; ich dachte, er würde mich schlagen und zitterte so, daß ich mich schnell hinsetzen mußte. Da fiel er vor mir auf die Kniee, mit dem Kopf in meinen Schooß und erging sich in Selbstanlagen: „Ich elender Mensch! ich kann an Unschuld und Reinheit nicht mehr glauben! ich werde sogar brutal und mein junges Weib fürchtet sich vor mir!“ Ich mußte ihn trösten, und er nannte mich seinen Engel, seinen Schutzgeist, sein besseres Selbst. — Ein andermal warf er mir vor; ich liebe ihn gar nicht: „Hättest Du mich nur so lieb, wie Dein Bild im Spiegel, so hättest Du mir schon einen Sohn geboren!“ Ich weinte dann so sehr, so sehr und fragte mich, wie groß denn Liebe sein müsse, bis man ein Kind bekäme. Wenn das Liebe sei, was er mir zeigte, so wäre ich lieber ohne sie geblieben, mein Lebenlang. Ja, was schreibe ich denn?

„Ich sagte Niemand was ich litt und die Molltöne „in meinen Briefen waren nur ein schwaches Echo von „den Gedanken, die mich Tag und Nacht quälten. Ich „war sehr jung und sehr rathlos und wollte Niemand „in die Misere meines Ehestandes einweihen. Ich dachte, „alle Männer seien so, da Reinhold mich bald nirgends

„mehr hingehen ließ und mir sogar Freundinnen und „Correspondenzen untersagte, aus Eifersucht.“

Die Geschichten! Wie oft durchsuchte er das ganze Haus nach dem vermeintlichen Rivalen, den ich versteckt haben sollte. „Aber ich sehe ja den Andern, der in meinen Zimmern wohnt, der mir mein Weib entwendet!“ rief er. Und unsere Diener waren zahlreich und neugierig. Bald sah ich sie heimlich lachen und die Nasen rümpfen. Gern hatten sie uns nicht; denn Reinhold warf ihnen die Teller und Bestecke an den Kopf und ich konnte sie nicht schützen; so meinten die Armen, ich verklage sie bei meinem Manne, was mir, weiß Gott, nicht einfiel! Mir ging der Frieden über Alles!

„Untersagte, aus Eifersucht. Er aber war oft abwesend; ich wußte immer nicht, wo er war, und sah „nur, daß er beständig Geld aus der Chatouille nahm, „aber niemals welches wiederbrachte.“

Zuerst hatte man mein Glück gepriesen und beneidet und jetzt hielt man mich für stolz und hochfahrend, hernach für überspannt und bedauerte den glänzenden Cavalier, der eine so wenig präsentable Frau genommen und da er es zu Hause rein nicht aushalten könne, nun an's Spiel gerathen sei, um sein Unglück zu vergessen und sich zu betäuben. Man fand ihn sehr bedauernswerth und sehr anständig, weil er sich nie über seine Frau beklagte, sondern mit Würde sein Schicksal ertrug! —

„Wiederbrachte. Eines Tages kam er in furchtbarer Aufregung nach Hause; beständig lief er auf und ab und sprach von seinen Verfolgern, die ihm auf den Fersen seien; auf einmal stieß er einen gellenden Schrei aus und fiel zu Boden, mit Schaum vor dem Munde.“

Ich sehe noch den Doctor, der damals zum ersten Mal in's Haus kam, und meinen ängstlich fragenden Blick mit der Frage beantwortete:

„Hat er das öfters, gnädige Frau? Sie hätten mich früher rufen sollen!“ und ich sagte:

„Nein, das ist das erste Mal; was ist es denn?“

„Ein Krampf, der sich vermuthlich öfter wiederholen wird; Sie sollten ihn nicht unbewacht ausgehen lassen.“ — „Ich, Doctor, wie kann ich das? Das würde er nicht dulden!“

Der Doctor sah mich an und sagte Nichts.

„Was war mir denn?“ fragte Reinhold, als er sich auf seinem Bette sah.

„Du bist ohnmächtig geworden! Du regst Dich auch zu sehr auf! Wie wäre es, Du bliebest ein Bischen zu Hause? Wenn Du Dich auch langweiltest — sehr langweiltest — es wäre für Deine Gesundheit besser.“

Wirklich blieb er ein paar Tage zu Hause; er vermied es sogar an's Fenster zu gehen, und so oft es schellte war er sichtbar ängstlich. Er war auf einmal ganz sanft mit mir und so zärtlich, daß ich dachte: Ich

habe ihn verkannt, er ist doch ein guter Mann und hat mich lieb! Er klagte sich an, er habe mich unglücklich gemacht, das solle nun aber ganz anders werden. „Laß mich gar nicht mehr hinaus,“ sagte er, „Du bist ja meine kleine Vorsehung, und nirgends ist es so schön, wie bei Dir! Du bist eigentlich reizend, weißt Du das, meine kleine Göttin, die ich neidisch vor allen Blicken verberge, damit ich sie allein anbeten kann!“

Er hatte mich auf den Schooß genommen und spielte mit meinen Händen, während er so sprach und ich fürchtete mich beinahe garnicht vor ihm, obgleich seine Augen unruhig flackerten.

Dann kam ein Tag, an welchem ich ihn daran erinnerte, daß er mir selbst befohlen, ihn zurückzuhalten, wenn er hinaus wollte, erst sprach ich scherzend und schmeichelnd, und dann bittend und immer ernster. Da ward er plötzlich maßlos heftig, stieß mich zurück, daß ich hinfiel, und war zur Thür hinaus, ohne bemerkt zu haben, was er gethan; denn er sah sich nicht einmal um. Wie lang, wie ewig lang blieb er fort. Wie war ich unruhig und wußte nicht, was zu thun. Als er wiederkam, war er bleich und matt, und sagte, er habe wieder eine Ohnmacht gehabt; er wollte aber durchaus nicht erzählen wo, ob in der Straße, bei einem Freunde, oder im Club.

„Ich weiß es ja nicht mehr! Was fragst Du mich denn so aus. Seit wann bist Du meine Gouvernante?“

Manchmal, wenn er weg war, kamen Herren, die Stunden lang auf ihn warteten, und mit denen er so heftige Scenen hatte und dann jedesmal einen Anfall.

„Ich wußte lange Zeit nicht, was das für eine Krankheit sei, die mein Mann hatte, und der Arzt wollte es mir nicht sagen. Aber eines Tages fand ich eine Beschreibung der fallenden Sucht in der Zeitung.

„Nun wußte ich, was ihm fehlte; er aber hatte keine Ahnung davon, ebenso wenig wußte er, wie entsetzlich seine Ohnmachten anzusehen waren. Eine andere Ahnung stieg damals in mir auf, die mich früher mit unendlicher Freude erfüllt haben würde, die mir nun aber eine wahre Todesangst verursachte, besonders als der Arzt sagte: „Armes Kind!“ Meinte er mich oder das kleine Wesen, das ich unter dem Herzen trug? — Vielleicht Beide!

„Mein Mann freute sich sehr, war aber ungeduldig mich so sehr leidend zu sehen, obgleich ich ihm das Meiste verbarg und schlug dem Arzt vor, wir wollten eine Reise machen in einen ganz kleinen, stillen Badeort, dessen Namen und Beschreibung ihm in der Zeitung gefallen hatte. Der Arzt zuckte die Achseln und sagte, es würde mir nicht schaden, vorausgesetzt, daß ich mich dort ruhig hielt. Von ruhig halten war aber nicht die Rede; schon während den Reisevorbereitungen hegte er mich herum, und kaum waren wir zehn Tage

„an einem Ort, so verlangte er nach einem andern. Ich „packte meine Koffer gar nicht mehr aus!“

Wie konnte er Stunden lang in dumpfem Brüten dasitzen! Ich gab mir doch große Mühe ihn zu zerstreuen. Ich sprach von der Zukunft, von unserm Lieb- ling, der ihn so glücklich machen würde. Er sagte dann: „Ja, ja!“ oder sah mich auf einmal an, was er fast gar nicht mehr that und sagte: „Wie mager Du wirst! Du bist garnicht embellirt!“ Sich selber muß er wohl schön gefunden haben; denn er saß halbe Tage vor dem Spiegel und starrte hinein; dann strich er den Bart oder bürstete die Haare, oder betrachtete die schönen Nägel an seiner schlanken, weißen Hand, und dann starrte er wieder in den Spiegel, bis seine Augen immer größer und unheimlicher wurden. Oft drehte ich den Kopf weg, um die Augen nicht mehr zu sehen. Ich dachte daran, daß man ihn Don Juan genannt und geistreich und amüfant gefunden, und da saß er und starrte in den Spiegel, und Nachts wälzte er sich bis unter mein Bett in den grausigen Anfällen. Ich schickte fast immer seinen Kammerdiener hinaus, wenn er so träumerisch wurde und half ihm, sich anzukleiden, d. h. ich stand eine Stunde oder zwei im Zimmer und wartete schweigend, bis es ihm gefallen würde, sich nach mir umzusehen; wenigstens sah ihn dann kein Anderer, um es den Badegästen zu erzählen.

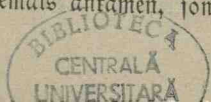
„Als wir endlich heim reisten, waren wir nicht

„allein im Coupé: es saß noch ein Herr darin, der
„einigemale Reinhold ganz erstaunt ansah und dann
„nach mir hinüberschielte. Bald aber ward Reinhold un-
„ruhig; ich wußte schon was kommen würde, aber nicht,
„wie schlimm es kommen würde — drei Anfälle an
„einem Tage! Der fremde sprach nicht, sondern half
„mir freundlich Reinhold vom Boden aufzuheben und
„ihn auf die Bank zu betten. Nur einmal sagte er:
„„Ist das Ihr Mann, gnädige Frau?“ Ich sah, daß
„er Mitleid mit mir hatte!“

Ach! nie, nie werde ich den Blick vergessen! es war
der erste Blick voll warmer Theilnahme nach all' den
langen, langen einsamen Jahren, in denen ich allein war
mit meinem Unglück, allein in der ganzen großen Welt
voll Menschen! Ich hätte gern die Hand nach dem fremden
Mann ausgestreckt und gesagt: „Helfen Sie mir!“ Es
wundert mich noch, daß ich's nicht gethan habe. Viel-
leicht hat er's gefühlt; denn er half mir, so viel er
konnte, ohne Abscheu, ohne Widerwillen vor der häß-
lichen Krankheit. Zuerst dachte ich, er werde die nächste
Station benutzen, um sich in einen andern Waggon zu
setzen. Es schien ihm aber gar nicht einzufallen; im
Gegentheil, er ließ schnell alle Vorhänge herunter, um
uns vor neugierigen Blicken zu schützen. Ich sagte leise:
„Danke!“ ich wußte nicht einmal, ob er es gehört, denn
er sah mich da garnicht an. Welche wunderbare Süßig-
keit war es, auf einmal geholfen zu bekommen? Noch

nie hatte ich das Gefühl gekannt, daß Jemand für mich sorgte. Ich hätte dem Fremden in dem Augenblick mein ganzes Leben und Leiden erzählen mögen und alle die Centner von meiner Brust wälzen. Er hatte so treue Augen wie ein großer, guter Bernhardinerhund und war so stark, daß er Reinhold ohne Anstrengung von der Erde aufhob und sich energisch meine Hülfe verbat. Sein Blick war dabei an mir hinab geglitten und ich wurde feuerroth, was er aber nicht sah, da er sich nur mit Reinhold beschäftigte, der nicht viel von sich zu wissen schien. Er starrte vor sich hin mit so großen Pupillen, daß seine Augen ganz schwarz ausfahen, während in den hellbraunen Augen des Fremden ein Glanz war, wie von lauter guten Gedanken. Noch nie waren mir die meines Mannes so düster vorgekommen, als heute, in dem unsichern Licht der blauen Vorhänge.

Wie sonderbar war der Takt des dahinrollenden Zuges zu meinen Gedanken, die beinahe wie ein Lied wurden in meinem Kopf, mit Rhythmus und Melodie. Mir kam Alles so anders vor an dem Tage, ich, Reinhold, mein Leben, die Welt in der sonderbaren blauen Beleuchtung, bei dem rastlosen Rollen durch weite Strecken, die ich nicht sah. Zum Sprechen war wenig Zeit und vielleicht hätte ein Gespräch, das nothwendig über alltägliche Dinge hingeglitten wäre, den ganzen Zauber mitsammt dem Liede in mir zerstört. Ich dachte: Wenn wir doch niemals ankämen, sondern so fort und



fort rollen könnten, Tage, Wochen lang! Gerade wie ich das dachte, wurde die Bewegung langsamer, der Schlag wurde aufgerissen und unsere Diener sagten, der Wagen sei bereit. Reinhold mußte geführt werden. Der Fremde erfaßte ihn und trug ihn beinahe bis zum Wagen, hob ihn hinein, half mir hinein; währenddem reichte ich ihm die Hand und sagte: „Nie werde ich Ihre Güte vergessen!“ Dann war er verschwunden und wir rollten auf dem Pflaster dahin, nach Hause. Da fiel mir ein, daß ich nicht einmal nach seinem Namen gefragt und rief: „Ach! wie dumm ich bin!“

„Laß doch, es ist ja viel besser so“, sagte Reinhold, „man muß sonst dankbar sein und wer weiß, mit wem man sich da gemein macht!“

Eine häßliche Antwort stieg in mir auf, aber über die Lippen kam sie nicht; denn ich dachte, Reinhold sei ja den halben Tag von Sinnen gewesen und habe die Pflege des Fremden gar nicht bemerkt. Mich quälte der Gedanke, daß ich Diesem nun auf keine Weise danken könne. Aber da kam unser erster Ausgang, da Reinhold wieder besser war und wem mußten wir begegnen — ihm? Ich ging gleich auf ihn zu und zog Reinhold mit, der mir den Arm gab. Er sah bald mich, bald Reinhold an und sagte:

„Sie wissen ja noch gar nicht einmal, wer ich bin; soviel ich weiß, nannte ich meinen Namen nicht.“ Er reichte mir seine Karte; auf der stand: „Herbert Krause“

und ich bat ihn, ob er uns nicht die Freude machen wolle, bei uns zu essen — morgen vielleicht? Er sah Reinhold's wenig einladendes Gesicht und lehnte ab, er sei sehr beschäftigt und gehe überhaupt nie aus. Ich aber — weiß nicht was mich trieb — insistirte, ob er es nicht einen andern Tag möglich machen könne, bis er annahm. Reinhold schalt mich nachher und sagte:

„Ihr Frauen seid immer so, wenn man nur ein bischen artig ist, so müßt Ihr gleich intim werden. Was hast Du denn an Dem?“

„Er war so gut für uns, Reinhold!“

„Wer weiß, was er dabei hatte!“

„O pfui, Reinhold! Ihr Männer seid immer mißtrauisch!“

„Weil wir einander kennen.“

„Aber es kann doch auch einen guten geben?“

„Sprach er viel mit Dir während der Reise?“

„O gar nicht, er war sehr zurückhaltend!“

„Wenn er wirklich höflich gewesen wäre, so hätte er uns allein gelassen, da er doch sah, daß ich leidend war.“

Reinhold fuhr noch lange fort mit Brummen und Schelten, ich gab aber keine Antwort mehr, um ihn nicht zu reizen. Ich bereute die Einladung bitter, noch bevor wir zu Hause waren; denn wenn Reinhold unhöflich war gegen Herrn Krause, so würde es für mich schrecklich werden, eine wahre Pein und Qual. Ohne

Freude begann ich die Vorbereitungen dazu, die etwas Mühe machten nach der langen Ungewohntheit, noch Menschen bei uns zu empfangen. Als ich aber so recht im Zuge war, freute ich mich doch, und machte Alles so nett als möglich. Der Tisch war ganz mit Blumen bedeckt, zwischen welchen die feinen Gläser und Bestecke schimmerten. Die Teller waren von dem schönsten Vieux Saxe, sowie die Griffe der Bestecke, die Weine von den besten und der Koch versprach, Exquisites zu liefern. Nun ging es an die Toilette; ich drapirte mich ganz in Spitzen, um die Taille zu verhüllen und befestigte sie auf der Schulter mit einer dunkelrothen Rose; im Haar hatte ich eine ebensolche; um den Hals eine Perlenreihe und als ich in den Spiegel sah, fand ich mich gar nicht so schrecklich garstig. Als Reinhold eintrat tadelte er Alles, was ich an hatte, fand den Tisch schlecht gedeckt, einen unleidlichen Parfüm, mit dem man geräuchert und der ihm bereits Kopfschmerz machte und was weiß ich noch! Meine Wangen brannten vor Angst und Besorgniß und als ich Krause's Schritt hörte, schlug mir das Herz so heftig, als sollte es zerspringen. Ich dachte: Wenn ich schnell die Thüre zuschloße und hinausgehen ließe, mein Mann sei plötzlich unwohl geworden: ich näherte mich sogar der Thüre, aber da wurde sie aufgeworfen und unser Gast trat ruhig und unbefangen herein, aus seinen Augen schien ein warmes Licht durch das ganze

Zimmer zu strömen, so daß mein Herz aufhörte, so unruhig zu klopfen und ein Gefühl von Wohlbehagen über mich kam. Reinhold versiel in dumpfes Schweigen, was den Fremden gar nicht zu stören schien; denn mit Anmuth und Gewandtheit führte er das Gespräch, erzählte gut und interessant, philosophirte auch ein wenig, ein ganz klein wenig mit mir über die merkwürdige Welteinrichtung und über die Schwierigkeiten, mit denen ein Jeder zu kämpfen habe, verließ aber gleich das Thema, da Reinhold unruhig wurde und etwas gereizt und nervös antwortete. Das war das einzige Mal, daß er sich in's Gespräch mischte; sonst starrte er unablässig vor sich hin und trank ungeheuer viel Wein, alle Sorten durcheinander, so daß es mir wieder glühend heiß wurde. Sehr geschickt lenkte der Gast das Gespräch auf immer gleichgültigere Dinge; aber auch auf diesem Terrain begann Reinhold heftig zu werden, so daß ich sagte, mir wäre zu heiß und wir wollten lieber in den kühleren Salon zurückkehren. Kaum aber war die Thür hinter uns zu — da — wie gräßlich! — brach Reinhold los. Wüthend stürzte er sich auf den Gast, schüttelte ihn, überhäufte ihn mit Schmähreden, die alle darauf hinausliefen, er mache mir den Hof und er, Reinhold, habe ihn von der ersten Stunde an durchschaut und seine schlechten Absichten; er wolle nicht lächerlich werden, nachdem er so viele Jahre sein junges Weib eingesperrt und vor allen Augen gehütet. Der

Anderer blieb ganz still; er war nur etwas blaß geworden und sah mich nicht ein einzig mal an während der ganzen Scene. Nun aber faßte ihn Reinhold an der Kehle; ich sehe noch die schmalen Hände, wie sie ihn einschnürten, daß ihm das Blut in den Kopf schoß. Ich glaube, ich schrie auf. Aber es war mir wie ein Blitz; da lag Reinhold auf der Erde und mit den Worten:

„Verzeihen Sie, gnädige Frau!“ war Herbert Krause verschwunden. Ich sprang nach der Thüre, schloß sie ab und hatte den Schlüssel schon in der Tasche, bevor Reinhold wieder auf den Füßen stand. Ich weiß nicht mehr recht, was dann war. Es war ein Ringen um den Schlüssel, ein Toben und Schreien; ich glaube, er schlug mich auch. Da aber verwandelte sich die Wuth in Angst. Er klammerte sich an meine Kleider, bis er sie zerriß, er bat mich auf den Knien, ihn zu beschützen, wenn sie kommen würden ihn zu binden. Er klagte sich an, er sei ein elender Mensch, der mich betrogen, alle Tage, der unser Geld verspielt und die Weiber — die Weiber hätten ihn zu Grunde gerichtet! Ja, wo war ich denn wieder mit meinem Briefe?

„Mit meinem Manne ging es bald reisend bergab; bald konnte kein Zweifel für mich bleiben, daß er geistig gestört sei, besonders nach einem Selbstmordversuch.“

Wie das so einfach klingt im Briefe: Selbstmord-

versuch! aber ich sehe es noch! ich fühle es noch! mir sträuben sich die Haare noch, mich schüttelt das Brausen noch, wie ich in sein Zimmer trat und da hing er am Kronleuchter! — Ich muß ein wenig auf und abgehen, sonst kann ich nicht mehr schreiben. Mir ist, als sähe ich Gespenster. Und was sind Gespenster, im Vergleich zur Wirklichkeit, bei der alles Blut in den Adern erstarrt! Wo nahm ich nur die Kraft her, ihn aus der Schlinge zu lösen? Es half mir wohl Jemand, der auf mein Geschrei herbeigestürzt war. Dann lag er in meinen Armen und athmete kaum, und als der Doctor kam, wußte der schon, was geschehen sei. Bis dahin hatte ich gar nicht gezittert; wie er mich aber etwas fragen wollte, überfiel mich Zittern und Zähneklappern, das ich bis zu meiner Niederkunft nur mit äußerster Willensanstrengung bekämpfen konnte. Sobald ich mich nicht bewachte, zitterte ich fort und fort. Ich biß die Zähne aufeinander, bis sie mich schmerzten, damit sie nicht zusammenschlugen. Ach! und als Reinhold zu sich kam, wie war er außer sich:

„Konntet Ihr mich denn nicht sterben lassen, Ihr grausamen Menschen? Müßt Ihr mich martern und foltern und Euch an meinen Qualen ergötzen? Verzeih' mir, ach, verzeih' mir, Agasta! ich wollte Dir nicht weh thun! Aber siehst Du, ich konnte es nicht sehen, daß Du vor meinen Augen treulos warst, und darum habe ich Dich mißhandelt! Besser, ich hätte uns Beide erwürgt;

denn unser ist Schande und Schmach! Schande und Schmach!"

So raste er stundenlang. Ich fürchtete, der Arzt möchte glauben, Reinhold rede die Wahrheit und ich sei Schuld an seiner Raserei. So schwach war ich, daß ich in dem Augenblick doch noch an mich dachte und an meine Ehre! Ich wagte gar nicht die Augen aufzuschlagen. Da nahm mich der Arzt ganz sanft bei der Hand, führte mich hinaus und machte die Thüre hinter mir zu. Gott! wie habe ich da gezittert! Meine Zähne schlugen so aufeinander, daß der Lärm mich betäubte und ich ganz schwindlich an der Wand lehnte als nach zwei Stunden der Doctor eintrat. Er ward ganz böse, nöthigte mich zum Niederlegen, deckte mich warm zu, rieb mir die Hände und sagte:

„Das ist Nichts, das Zittern! Wenn Sie nicht tapfer sind, muß Ihr Mann gleich fort, in eine Anstalt!"

Ich zitterte nicht mehr.

„O nein, Doctor, nur das nicht! Sie wissen noch gar nicht, welchen Muth ich habe! Nur heute bin ich so herunter! aber es war schon sehr schlimm und ich blieb ganz ruhig, aber so ruhig, wie Sie gar nicht denken können, Doctor!"

„Ja, ja, das weiß ich ganz genau und wir wollen auch Nichts überstürzen, nur die Möglichkeit in's Auge fassen, daß wir Beide nicht mit ihm fertig werden können,

daß unser Anblick für ihn schädlich ist und ihn noch mehr reizt!"

„Aber er täuscht sich ja doch ganz mit mir, wird er die Idee immer behalten?"

Ich wurde glühend heiß.

„Ich fürchte ja," sagte der Doctor. „Solche Kranke ändern selten ihre Ideen, und die ihnen am nächsten stehen, werden ihnen gerade am meisten zuwider. Und dann, mein Kind, gehören Sie nicht Ihrem Manne allein; sie verwahren noch ein anderes Leben, dem sie nicht alle Kraft entziehen dürfen!"

„Du kannst Dir denken, wie sehr ich bemüht war, „diese That, seinen Zustand, und all' das Furchtbare zu „verheimlichen, und wie sehr ich wünschte, ihn allein „pflegen zu dürfen!

„Viele Wochen wollte ich ihn nicht von mir lassen, „da er noch viele lichte Augenblicke hatte und es kostete „meinem Arzte alle Ueberredungskunst, mich zu dem „Entschlusse zu bringen, ihn fortzulassen. Ach, bald „mußte ich selber einsehen, daß meine Kraft nicht reichte „und besonders, daß ich ihm ganz zuwider wurde und „mein Anblick die Anfälle verschlimmerte. Unter dem „Vorwande, eine kleine Reise zu machen und einen be- „rühmten Arzt zu consultiren, brachte ich ihn endlich „fort. Auf der Reise war er ganz ruhig, bis wir „in der Stadt anlangten; die Häuser, die Menschen „regten ihn wohl auf und fast wäre er mir fortgelaufen,

„wenn ich ihm nicht gesagt hätte, ich sei in Lebensgefahr,
„wenn er mich verlasse, da ich von einem Feinde verfolgt
„sei. So brachte ich ihn bis zur Thüre der Anstalt, wo
„er erwartet und empfangen wurde, und im Moment, wo
„er die Schwelle überschritt, fiel die mächtige Thüre in's
„Schloß und ich blieb allein draußen stehen. Einen
„Augenblick lehnte ich mich an die Mauer, da ich mich
„wanken fühlte. Da kam unser Arzt heraus, der Rein-
„hold in der Anstalt erwartet und untergebracht, hob
„mich, ohne mehr zu sagen als: „Gut, es geht gut!“ in
„den Wagen und brachte mich so rasch als möglich nach
„Hause. Es war hohe Zeit, denn ich fing schon in der
„Nacht an Schmerzen zu haben, und zwei Tage später
„lag meine kleine Henny in meinen Armen. Ich aber
„war ohne Bewußtsein und blieb mehrere Wochen zwischen
„Tod und Leben. Es war eine wohlthätige Zeit für
„mich, eine Zeit absolutesten Vergessens, aus der ich lang-
„sam zum Erfassen meiner Lage erwachte. Mit großer
„Gleichgültigkeit erfuhr ich, daß Haus und Hof, Güter,
„Kleider, Juwelen, kurz Alles unter den Hammer ge-
„kommen sei. Ich hörte aber, daß der neue Hausbesitzer
„mich fort zur Miethen wohnen lassen wolle in einem an-
„dern Theile des Hauses, damit ich allen Erinnerungen
„entriickt sei, sagte mein Arzt, und als ich gerührt danken
„wollte, gebot er mir zu schweigen und meine schöne,
„kleine Henny zu bewundern mit den prachtvollen blauen

„Augen, die einen ganz merkwürdig tiefen, gedanken-
„vollen Ausdruck hatten.“

Ich war so dumm! ich frug nicht einmal wer das Haus gekauft und es so gut bezahlt, daß ich ein bescheidenes Dasein führen konnte, ohne mein Brot durch Arbeit zu verdienen.

Ich nahm Alles so hin, wie es kam, die abgesechnittenen Haare, das hübsche Stübchen, mit dem andern daneben für Henny und die Kinderfrau, Alles sonnig und mit dem Blick in den Garten, die Befehle des Doctors, der mich mit unendlicher Aufopferung vom Rande des Grabes geholt und mich wie ein kleines Kind behandelte, das vollständig unzurechnungsfähig ist. Ich dachte doch eigentlich nur an Henny, die ich immer neben mir liegen hatte und stundenlang betrachtete, die rothen scharf geschnittenen Lippen, die kleinen Hände mit den mandelförmigen Nägeln, die rosenrothen Füßchen, dann bald die beinahe weißen Haare, vor Allem aber die Augen! Gott! war das Kind schön!

„Während meiner langen und langsamen Recon-
„valescenz sah ich Niemand als meinen Arzt und die
„Wärterin meines Kindes. Ich hatte alle Diener ent-
„lassen. Von meinem Mann bekam ich stets dieselben
„schlechten Nachrichten und jeder Gedanke, ihn zu be-
„suchen, wurde mir energisch verwehrt. Der gute Doctor
„sprach öfters davon, mir Zerstreungen zu verschaffen,
„dann deutete ich nur auf das Kind und sagte: „Dies

„ist meine beste Zerstreuung!“ Ich sah nach einigen „Monaten, daß er Henny aufmerksam betrachtete und „den Kopf schüttelte. Natürlich erschrak ich und wollte „wissen, warum er das gethan; er meinte aber, ich habe „mich versehen, er habe dem Kinde nur zugenickt. Mich „beunruhigte es nicht, daß es noch keinen Versuch machte, „sich aufzurichten, da ich keine anderen Kinder sah. Die „herrlichen Augen genügten mir. Sie sahen mich so „verheißungsvoll an, als wären Schätze von Geist und „Leben in dem kleinen Wesen verborgen, das mein „einziger Trost war und meine einzige Freude. Du „hast versprochen, mir Geduld und Theilnahme zu schenken, und als vielerfahrene Mutter weißt Du, daß wenn „wir von unsern Kindern sprechen, wir nicht aufhören „können!“

Und doch! und doch! ich möchte lieber aufhören!

Jetzt kam der Tag, an welchem der Doctor sagte, der Hausbesitzer wünsche, sich mir vorzustellen; er bäte um die Ehre, empfangen zu werden, und wie ich ablehnen wollte, wurde der Doctor böse und sagte, ich solle doch nicht so unhöflich sein! In meiner Einsamkeit verlerne ich alle Lebensart.

Ich mußte mich anziehen und war so nervös, fast so nervös als ich es jetzt sein würde, wenn ich Menschen sehen müßte. Ich guckte wahrhaftig in den Spiegel! Das Haar kräuselte sich schon wieder dicht um meinen Kopf, aber mager war ich geworden, nein, wie mager!

Das Kind legte ich in die rosa Wiege, neben meinen Sessel, aber ganz dicht, damit der Fremde es so zufällig bewundern könne. Da fiel mir erst ein, daß ich ganz vergessen, nach seinem Namen zu fragen und gerieth in die peinlichste Verlegenheit. Wie wurde mein Gesicht heiß, als es auf einmal klopfte. Aber wer trat ein? Kein Anderer als Herbert Krause.

„Sie sind es?“ stammelte ich, „das habe ich nicht gewußt!“ Er sah mich betroffen an; ich muß mich in dem Augenblick so dumm und ungeschickt benommen haben, wie in meinem ganzen Leben nicht. Mir wird es noch ganz sonderbar, wenn ich daran denke. Dankbarkeit und Unwillen fühlte ich zugleich; ich hätte ihn umarmen und ihm dabei eine Grobheit sagen mögen; ich wußte natürlich wieder nicht warum, in meiner Dummheit. Es war nur so ein Gefühl. Bis zum Gedanken ließ er es gar nicht kommen, sondern sprach gleich so angenehm, wie man mit einem Kranken spricht, von ganz heiteren Dingen und erzählte so hübsch. Er war schon lange da und hatte noch keinen Blick auf die Wiege geworfen. Da schlug Henny die Augen auf und sah ihn an, als verstünde sie ihn. Er aber ward ganz unruhig und sah immer hin und in mir regte sich der Stolz, daß Henny nicht so ganz unbemerkt bleiben könnte mit ihrem tiefen Blick. Endlich stand Herbert auf, näherte sich dem Kinde, streichelte seine Wäddchen und nahm dann schnell Abschied, ohne eine

Bemerkung gemacht zu haben. Fast war ich wieder beleidigt. Doch hoffte ich, er werde bald wiederkommen und er kam auch, erst einmal in der Woche, dann zweimal und zuletzt alle Tage.

„Ich hätte aber weniger Grund, von meinem Kinde „zu sprechen als andere Mütter, da ein volles Jahr „verging und fast das zweite und immer noch hatte „Henny keinen Versuch gemacht, zu gehen und zu „sprechen.“

„Ich dachte garnichts dabei da ich fast keine „andern Kinder sah, bis es mir eines Tages einfiel, „die Frau des Portiers zu fragen, wie alt ihr Kind „sei, das ganz allein umherlief und Jedermann ganz „deutlich bei Namen nannte und doch lange nicht so „groß war als Henny. „Anderthalb Jahre!“ sagte die „Frau und betrachtete stolz ihren strammen kleinen „Bengel. Mir war es, als hätte ich einen Schlag in's „Herz bekommen. Ich schrieb an den Arzt, ich müsse „ihn gleich sprechen. Ach! er brachte keinen Trost!“

Als er hereinkam, packte ich seine Arme.

„Doctor! mein Kind ist nicht wie alle Kinder!“

Er schwieg und sah mich voll Mitleid an und ich fing an zu weinen, zum ersten Mal in all den langen Jahren voll Graus und Entsetzen und ich weinte, als könnte ich nie, nie mehr aufhören! Ich wünschte, ich könnte noch so weinen, wie damals. Es war, als würde mein Körper zerrissen, als bräche ich entzwei,

als könnte ich's nicht überleben. Der gute Doctor sagte noch immer kein Wort, bis ich frug:

„Ist denn keine Hoffnung, Doctor?“

„Das kann man nicht so bestimmt sagen.“

„Seit wann wissen Sie es denn?“

„Seit anderthalb Jahren und vielleicht länger!“

„Und haben mir Nichts gesagt? O wie grausam, wie grausam.“

„Wäre es besser gewesen, Ihnen die kurze Freude zu zerstören? Ich glaube nicht!“

„Aber ich kann es nicht tragen!“

„Sie waren immer so heldenmüthig; seien Sie's jetzt von Neuem! Sie sind die einzige Stütze zweier hilfloser Wesen!“

Meine Thränen rannen fort und fort.

„Aber wie ist es nur möglich, Doctor, mit den wundervollen Augen und der Denkerstirn! Sagen die denn nicht ein Meer von Gedanken?“

„Ja, sie sind tief wie das Meer und klar wie der Himmel, aber wie diese werden sie ihre Geheimnisse bewahren!“

„Sagen Sie das nicht! Ich kann nicht! ich kann nicht! Ach! warum haben Sie mich nicht sterben lassen, da Sie wußten, wie unglücklich ich bin!“

„Weil Sie nicht sterben dürfen; Sie sind noch zu nöthig. Wer weiß, was noch Alles von Ihnen verlangt wird!“

„Soll ich denn allein lebendig unter den Todten sein? Aber Doctor! ich habe ein Herz im Leibe und Blut in den Adern und nie, nie soll ich eine liebende Antwort haben auf alle meine Liebe! Ich kann nicht!“

Nein, ich war nicht heldenmüthig in dieser Stunde, ich war in offener Fehde und Empörung gegen den Himmel, der so erbarmungslos mit mir umging. Ich grollte, ich murrte; was von Jugendkraft in mir war, lehnte sich auf gegen mein Schicksal und das „Warum!“ schwebte Tag und Nacht auf meinen Lippen. Wie oft will man den Kelch hinschleudern, bevor man ihn halb geleert und es ist gut, daß man nicht weiß, daß er immer bitterer wird, je tiefer man kommt. Aber eine unsichtbare Hand drückt ihn fest an unsere Lippen und es hilft kein Sträuben und kein Wehren, und was wir Verzweiflung nennen, ist weiter Nichts als Ungeduld. Ach! ich war ungeduldig, aber nicht lange.

„Du wirst begreifen, daß ich nach dem ersten furchtbaren Schlage doch wieder zu hoffen begann, es könne einst besser werden, und bemühte mich, Henny's Zustand zu verbergen, damit man später Nichts davon wüßte, wenn sie doch noch wie andere Menschen würde! Daß ich an Niemand mehr schrieb, wirst Du unter diesen Umständen gewiß natürlich finden; denn was sollte ich sagen? ich hatte ja rein gar nichts zu erzählen!“

Was ich nicht erzählen konnte, das war von Her-

bert! Wie war er in diesen trostlosen Tagen! Welche Himmelsgeduld hat er mit mir gehabt! Mit Thränen in den Augen sprach er sanft von Muth und Hoffnung und sagte mir wie öde und leer sein Leben gewesen, bis er mir begegnet und wie werth ihm meine Freundschaft sei. Er erzählte mir von vielen freudlosen Tagen, von seiner großen Einsamkeit und wie nun erst sein Dasein verschönt sei, indem ich ihm erlaubte, neben mir her zu wandeln und sich an meinem Muth aufzurichten!

Wenn er so sprach, schämte ich mich meiner Niedergeschlagenheit und versuchte es, dem Sturm, wie früher, die Stirn zu bieten. Wir machten unermüdllich Versuche, Henny ein Wörtchen hervorzulocken, bis der Doctor es verbot und sagte, es sei besser, sie ganz ruhig zu lassen, und ich müsse lernen, auch hierin ergeben zu werden, wie bei den anderen Schicksalen, die mich betroffen. O Henny, Henny! Wenig Kinder sind mit solcher Liebe und Sorge bewacht worden, Tag und Nacht, wie Du! Andere wären aufgeblüht zu prachtvoller Entwicklung und müssen den Sonnenschein ewig entbehren, und verkümmern aus mangelnder Liebe! Und ich gab Ströme von Liebe — umsonst! Manchmal schien es, als erkenne sie mich, als wolle sie die Arme nach mir ausstrecken; es war aber nur wie ein Blick; dann lag sie wieder da mit ihren stillen blauen Augen und ihrem stummen Munde, so schön wie ein Engel und so fremd auf der

Erde, wie er, auf der er nie heimisch werden kann. Wäre Herbert nicht gewesen, ich hätte die Zeit nicht überlebt. Er aber verstand es, sie mir dennoch schön zu machen, durch seine selbstvergeffene Liebe! O Herbert, Du treuer Mensch, wie schlecht bist Du belohnt!

Ich erforschte mein Herz nicht. Mein Gefühl für ihn hielt ich für reine Freundschaft und er war nicht anders als wie der sorgsamste Bruder. Wie sehnsüchtig erwartete ich ihn immer! und er kam jeden Tag und aast immer mit frischen Blumen in der Hand, Winter und Sommer. Das waren seine einzigen Gaben, sie waren aber um so willkommener, als ich niemals ausging und mit Wonne mein ganzes Zimmer von süßem Wohlgeruch durchströmt fühlte. Mit drei Jahren konnte Henny immer noch weder gehen, noch sprechen, doch für kurze Zeit sitzen, meine ich. Ich weiß nicht mehr recht. Herbert mußte damals fort, auf eine große Reise, die ihn mehrere Monate fern hielt. Währenddem war Henny an Grabes Rand durch das Zahnen und von dieser Zeit fing sie an mit den Zähnen zu knirschen und mit den Händchen in einander zu graben, so daß die Zähne und Nägel davon abgewetzt wurden. Mir ging das Knirschen durch Mark und Bein. Dabei wurde das Kind immer schöner, sein Haar wuchs in dichten Massen, nur ohne jeden Glanz, vollständig wie flachs. Wie rosig waren die Bäckchen, wie zart die Haut! Einige Tage verließ ich es doch, um den Versuch zu machen, Rein-

hold zu sehen. Meine Knie zitterten, als ich bei ihm eintrat.

„Mein Alles!“ sagte er und drückte mich an sein Herz. „Hast Du mich noch immer lieb?“

Ich nickte nur, ich konnte gar nicht sprechen.

„Wenn Du mir einmal verzeihen kannst, dann wollen wir wieder sehr glücklich zusammen sein, aber bis Du mir verzeihen hast, muß ich gefangen bleiben in den Händen der Peiniger!“

Er war schon wieder im Traumland und fürchtete sich. — Der Arzt sagte, er habe viel Hoffnung ihn wiederherzustellen. Ich solle den Muth nicht sinken lassen. Von uns Frauen wird oft viel Muth verlangt. Es war hart, von dem Kind zum Manne zu gehen und dann zu dem Kinde zurückzukommen, von dem kein Blick verrieth, es habe mich vermißt. Er erkannte mich doch wenigstens! —

Ah! — —

Endlich, endlich kam Herbert's Brief, er käme wieder; ich weinte vor Freude als er bei mir eintrat und mir beide Hände entgegen streckte. Er athmete so rasch; mir war es, als hörte ich sein Herz schlagen.

„Wir waren so lange getrennt!“ sagte er und seine Stimme zitterte.

„Ach, so lange! Sie haben mich so verwöhnt, Herbert, daß ich gar keinen Muth mehr habe, wenn ich allein bin! An dem Tage nannte ich ihn zum ersten.

Male so. Er machte eine Bewegung und strich sich rasch den Schnurrbart. Dann machte er zweimal den Mund auf als wollte er sprechen, ich kam ihm aber zuvor.

„Ich habe auch meinen Mann besucht!“ — er runzelte die Stirn — „und er erkannte mich, und der Arzt giebt viel Hoffnung!“

„Der Arzt ist ein Narr!“ fuhr Herbert heraus.

So heftig hatte ich ihn noch nie gesehen.

„Glauben Sie denn,“ fuhr er fort, „daß man von einer solchen Krankheit genesen kann?“

„Ich weiß nicht, ich muß doch dem Arzte glauben, der so große Erfahrung hat.“

„Ach was Erfahrung! ich gehe hin und frage ihn auf's Gewissen!“

„Aber warum denn? es ändert doch nichts in meinem Leben!“

„So, es ändert nichts?“ Er ging mit großen Schritten auf und ab; einen Augenblick hörte man nichts als sein stürmisches Athmen und das Knirschen der kleinen Zähne im Bettchen. „Was ist denn das?“ sagte er auf einmal und blieb horchend stehen.

„Was?“

„Der sonderbare Ton?“

Ich war so sehr daran gewöhnt, daß ich vergaß es sei neu für ihn und einen Augenblick dachte, Herbert, werde nun auch verrückt. Es war als flöge mir ein

Stück Eis durch den ganzen Körper. Jetzt näherte er sich dem Bettchen.

„Ach Du bist das? Thut sie das jetzt immer, das Knirschen und das Graben mit den Händchen?“

„Ja, immer, seit dem Zahnen.“

„Und der Arzt giebt wohl auch hier Hoffnung?“ sagte er hart und bitter.

Ich schüttelte den Kopf und sah ihn so erschrocken an, daß er sich faßte:

„Verzeihen Sie mir,“ sagte er. „Ich habe Ihnen weh gethan! Ich konnte Ihr Leiden nicht mehr ertragen! ich bin nicht ein Held wie Sie, ein Märtyrer wie Sie und mein ganzes Sein bäumt sich auf gegen Ihr Schicksal, an dem ich rütteln möchte!“

„Mein einziger Freund! Wenn Sie schwach werden, was soll ich dann thun? Verlangen Sie nichts Uebermenschliches von mir!“

„Ich? o nein, im Gegentheil! Nichts Uebermenschliches verlange ich, sondern“

Er ergriff meine Hand, drückte sie an die Lippen und war draußen, ohne seinen Satz vollendet zu haben. Mehrere Tage sah ich ihn nicht. Unruhig dachte ich hin und her, womit ich ihn könnte gekränkt haben; fort und fort wiederholte ich mir unsere Unterredung und dachte an sein Benehmen dabei; aber ich entdeckte nichts. Endlich klang der wohlbekannte Schritt vor

meiner Thüre. Ich stand auf und eilte ihm entgegen. Er war so finster, daß ich erschraf.

„Ich war in der Anstalt!“ sagte er.

„Nun?“ Mein Herz schlug ganz wild.

„Es ist noch Hoffnung!“ sagte er dumpf.

„Haben Sie ihn gesehen?“

„O nein, gewiß nicht, aber den Arzt.“

„Und er sagte? — —“

„Wenn keine neue Krise eintrete, so könne er besser werden!“

Wenn! — ein solches Wenn ist ein Reck, auf welchem einem die Glieder gedehnt werden, bis sie zerreißen. Und da soll man ganz stille halten und danken, daß man gefoltert wird. Es giebt eine Hoffnung, die schlimmer ist als Verzweifeln!

Was war nur dann? In meinem Kopf wird Alles so verworren! Eine lange Zeit scheint kurz wie eine Stunde, und eine Stunde scheint Monate gedauert zu haben. Ich weiß, daß mir Herbert lieb wurde, sehr lieb, ach, sehr lieb! Wie klang seine Stimme so voll und tief, wenn er mir vorlas, oder wenn er mich aufrichtete, zärtlich scheltend und liebeich tadelnd! Wenn er mir die Hand gab, ging es wie ein warmer Strom durch meinen ganzen Körper. Seinen Schritt erkannte ich unter hundert Schritten auf der Straße. Mein Gewissen regte sich wohl und wollte ganz, ganz leise anfragen, was das eigentlich für ein Gefühl sei, das ich

für Herbert habe! Aber ich schlug die Thüre zu und schob alle Riegel vor; denn ihn entbehren — den Gedanken konnte ich nicht ertragen! Es war wohl unrecht, ihn so an mich zu fesseln; es war unrecht, nicht allein bleiben zu wollen mit meinem Unglück. Ich lag manche Nacht auf den Knieen und wollte den Entschluß fassen, ihn von mir fortzuschicken; wenn aber der Morgen kam, horchte ich wieder sehnsüchtig auf ihn. Die Welt hat viel geschwätzt. Ich wußte es aber nicht. Ich war auch viel zu jung, viel zu einsam und viel zu unschuldig, um an die Welt und ihr Geschwätz zu denken.

Manchmal redete ich mir ein, er liebe mich nur wie ein Bruder, nicht anders; ich sei ja gar nicht anziehend und gar nicht gefährlich, weder schön, noch jung — schon beinahe 28 Jahre alt! — nein, nein, er liebe mich nicht! Aber wie war es nur, daß er mir darüber die Augen öffnete, so daß mir kein Zweifel bleiben konnte? Er machte mir keine Erklärung, so ein Mal, so ein ganz besonderes Mal, feierlich, stürmisch, so wie in den Büchern, — sie lag in jedem Wort, das er sprach, in jedem Blick, in jeder Bewegung. Ich that vor ihm und vor mir, als verstünde ich ihn nicht, bis er einmal sagte:

„In Fällen von hoffnungslosem Irrsinn ist die Ehescheidung denkbar und gewiß kein Verbrechen!“

Ich fühle sie noch, die Gluth, in die ich eingetaucht

war, vom Scheitel bis zur Fußsohle. Ich sprang auf, streckte die Hände gegen ihn aus und mußte mir Gewalt anthun, bis ich flüstern konnte:

„Sag's nicht, sag' das nicht! Sonst muß es aus sein zwischen uns: Ich könnte Dich nicht mehr lieb haben, wenn ich treulos geworden wäre!“

Er hatte auch sehr leise gesprochen, in ein Buch hinein, das er vor sich hatte; jetzt sah er mich an und dann stützte er die Stirn in die Hand und murmelte:

„Es ist noch Hoffnung für ihn und keine für mich — wer ist unglücklicher?“

„O Herbert! Du brichst mir das Herz entzwei!“

„Und Du das Meine!“

„Ich habe geschworen, Herbert!“

„Das ist wahr, Du hast geschworen!“

„Und er hat nur mich auf der Welt!“

„Und ich? was hab' ich denn?“

„Du? — Du? — Du hast viel zu viel, mehr als ich Dir hätte geben sollen — meine ganze Seele!“

Es kam ein Ton aus seiner Brust, zwischen Stöhnen und Jauchzen. Er sprang auf und schloß mich fest in seine Arme; ich aber stieß ihn sanft von mir, ganz sanft, bis er fort war. Dann schloß ich die Thür hinter ihm zu und fiel neben dem schlafenden Kinde auf die Knie:

„Ach Gott! was soll ich thun! Kind, sag' Du, was soll ich thun?“ Und das Kind erwachte, sah mich

mit großen Augen an und knirschte mit den Zähnen. Das war eine Antwort: ich durfte das Kind ihm nicht aufladen. Ich hatte schon mehrmals bemerkt, daß er es nicht mehr recht vertragen konnte, und daß das Knirschen ihm entsetzlich war. Oesters nahm er die kleinen Hände in die seinen, streng, fest, um sie zur Ruhe zu zwingen und dann grub sich eine Falte zwischen seine Brauen.

Und wenn meines Kindes Vater dennoch zurückkehrte und fände mich nicht mehr? Und wenn Herbert das Kind nicht ertragen könnte — dann hätte ich sie alle drei unglücklich gemacht! Ja, ich sah die Pflicht wieder, nicht im Nebel, nein, sonnenklar und riesengroß stand sie vor mir und ich konnte nicht die Augen zumachen und sie nicht sehen. Das war ein harter Kampf! Das Glück stand lockend auf meinem Wege, so lieblich, so herrlich, so himmlisch! Und dort standen meine Beiden! Verzweiflung brachte ich dem Einen, aber er war gesund und konnte dem Schicksal trotzen und konnte — mein Herz zitterte — mich vergessen und ein anderes Glück suchen, während ich die Kranken in's hoffnungsloseste Elend stieß. Ich schlief gar nicht mehr und bekam graue Haare in dieser Zeit. Herbert sah es. Bald war er lieb und sanft, bald stürmisch und heftig und sagte, er könne so nicht mehr leben, er wolle ein Heim und Frau und Kinder.

Ich wurde so mager und die Hände rang ich, bis sie mir weh thaten. Ich sagte ihm:

„Wenn man mir nur versprechen könnte, daß er mich nicht mehr kennt, daß er nie wieder ein Mensch wird — so aber!“

Ich vernachlässigte sogar Henny in dieser Zeit. Ja, das that ich. Ich überließ sie stundenlang ihrer Wärterin und bildete mir ein, ich könne das Knirschen nicht mehr ertragen. Nein, ich war damals kein Held. Vor andern Leuten kann man als solcher erscheinen, vor sich selber niemals. Wir sehen freilich nicht, was der Baum in den Wurzeln fühlt, wenn der Sturm seine Wipfel schüttelt. Wir bewundern ihn, weil er trotzig gestanden, selbst als seine Nester brachen! Ach! wie gern hätte ich mich zerbrechen und entwurzeln und verdorren lassen, nur nicht mehr sein und nicht mehr leiden! Ich sehnte mich nach körperlichen Schmerzen, nur um die Qual in mir nicht mehr zu fühlen; wie feurige Schlangen wühlte es in mir! Um mich stark zu machen, gegen mich selber, schrieb ich an die Anstalt, ich käme dann und dann. So hatte ich mich gebunden und konnte es nicht mehr verschieben.

Reinhold erkannte mich nicht nur, sondern umarmte mich mit großer Zärtlichkeit:

„Mein Stecken und mein Stab!“ nannte er mich und sagte:

„Bald, bald werde ich gesund! und dann will ich

Dich reich belohnen, Du treues Weib! Ich höre nur noch die Stimmen, aber ich kenne sie und fürchte sie nicht mehr. Nur noch ein wenig Geduld, Du Einzige! und ich kehre zu Dir zurück und wir wollen so glücklich, so glücklich zusammen sein!"

Jedes Wort war wie ein Messerstich. Er fühlte sich krank, er liebte mich, er hoffte auf mich, wie auf den rettenden Hafen. Ich muß wohl sehr elend ausgesehen haben, als ich heimkehrte, denn Alle erschrafen und frugen, ob es schlecht ginge.

„Mein, gut“, sagte ich, „es geht gut!“ Herbert trat eben ein und hörte es. Er bezwang sich, bis wir allein waren; dann brach er los. Er war außer sich. Er sprach ganz unvernünftig; dabei ging er mit großen Schritten auf und ab, die Augen auf den Boden geheftet. Jetzt legte er Henny die Hand auf den Mund, um ihn zur Ruhe zu zwingen, und da sie nicht still wurde, trug er sie hinaus. Ich sprach kein Wort und sah ihm zu und ließ ihn gewähren. Ich stand noch an demselben Fleck, an einen Tisch gelehnt und eine Müdigkeit kam über mich, als würden alle meine Glieder Stein.

„Geh' fort“, sagte ich, „ich muß schlafen, ich kann kein Wort mehr sprechen. Geh' fort!“ Ich fiel auf ein Sopha und konnte mich nicht mehr rühren. Es war wie eine Lähmung. Ich konnte mich nicht einmal bewegen wollen; denn ich hatte ganz vergessen, wie man

den Kopf hebt, wie man die Hand gebraucht. Selbst die Zunge bewegte sich schwer. Ich mußte einen Anlauf nehmen, um Worte zu bilden. Die Augen fielen mir auch immer zu, aber schlafen konnte ich nicht; ich hätte auch Nichts gegessen, wenn mich Herbert nicht gefüttert hätte und mich zu jedem Bissen mit Bitten und Schmeicheln beredet. Er war sanft und lieb und sprach nichts, das mich hätte aufregen können. Ein- oder zweimal des Tages brachte man mir Henny, die man dicht an mein Gesicht legte, damit ich sie küssen könne; denn wir konnten einander nicht entgegenkommen. Ich hätte statt Wochen vielleicht Monate, vielleicht Jahre gelegen, denn es kam keine Besserung. Da aber gab mir das Schicksal die Sporen, deren ich bedurfte. Es kam ein Brief, der sagte, bei Reinhold sei die gefürchtete Krise eingetreten; wenn der Tod nahe, werde ich gerufen, um ihn noch einmal zu sehen, aber nicht eher, um den Kranken nicht zu beunruhigen. Kaum hatte ich den Brief gelesen, als ich aus dem Bett und in den Kleidern war und in unsäglichem Unruhe hin- und herging. Ich schwankte von einer Seite des Zimmers zur andern in meiner Schwäche und Aufregung, ohne es zu merken.

So fanden mich Herbert und der Doctor, ganz verwundert und mehr besorgt als erfreut. Ich hatte mich so ganz und gar vergessen, daß ihr überraschter Ausruf mich erstaunte.

„Ich war lange genug krank“, sagte ich, „jetzt habe ich keine Zeit mehr dazu.“

Herbert und ich sprachen kein Wort von dem, was uns am meisten erfüllte; er las mir immerwährend vor, wobei er nicht wußte, was er gelesen und ich nicht, was ich gehört. Die übrige Zeit ging ich auf und ab, wie ein Löwe im Käfig.

„Bald werde ich wie Henny!“ sagte ich, „ich kann gar nicht ruhig bleiben!“ — „O pfui!“ war Herbert's Antwort, mit einem solchen Blick, daß ich es nicht wieder sagte. Damals glaubte ich, es sei eine unerträglich schwere Zeit, die sich in endlose Länge gezogen; denn es kam immer kein Brief und immer kein Brief. Jetzt weiß ich, daß sie große Süßigkeit hatte: Es war mein letzter Frühling, mit Stürmen und Wettern und drohenden Wolken und plötzlichen Sonnenblicken und knospendem Grün! — Mir wird es wieder jung zu Muth, wenn ich daran zurückdenke. Es war, als sollte ich die ganze Größe meines Opfers messen. Von der Zukunft sprachen wir nie, immer von der Vergangenheit. Wie dankte ich Herbert für jede schöne Stunde, die ich durch ihn gehabt! Wie dankte er mir, daß ich sein Leuchtthurm gewesen! —

Da hielt ich eines Tages einen Brief aus der Anstalt in der Hand, bei dessen Anblick ich erbehte. Die Schrift, wenn auch unsicher und entstellt, war Rein-

hold's Schrift. Ich konnte ihn zuerst gar nicht aufmachen, so zitterten meine Finger. Er lautete:

„Mein süßes, treues Weib!

Ich danke Gott aus tiefstem Herzen, der mich aus der Nacht befreit und den Tag wieder scheinen läßt. In zwei Tagen bin ich in Deinen Armen!

Ewig der Deine! Reinhold!”

Ein Brief des Directors der Anstalt lag dabei. Reinhold sei wie durch ein Wunder genesen und verlange so sehr nach Hause, daß man es ihm nicht mehr verweigern könne, ihn reisen zu lassen. Mit großer Ruhe und einiger Vorsicht könne er in seiner jetzigen Verfassung erhalten werden. Ich habe den Brief wohl zehnmal gelesen, und während ich las, war es, als würde Alles öde um mich her, wie eine große Wüste mit ihrem überwältigenden, ewigen Einerlei. Nicht wahr, es war unrecht, mehr an Herbert zu denken als an meinen Mann? Aber ich bin ja kein Held; das, liebe Seele, bilde Dir nur nicht ein! Gut, daß man nicht alle Gedanken auf der Stirn trägt, daß der Mund schweigen kann und des Herzens feiges Sagen nicht verräth! Nur der liebe Gott und ich, wir wissen, was ich in der Stunde gedacht und es ist begraben, ganz tief und ein schwerer Stein ist darüber gewälzt, für immer. Als Herbert kam, reichte ich ihm den Brief, ohne ein

Wort zu sprechen. Er las ihn im fluge, dann drückte er ihn in der Hand zusammen, dann entfaltete er ihn, glättete ihn und las ihn wieder und dann las er ihn noch einmal und währenddem zitterten seine Hände und eine Thräne fiel aus seinen Augen auf das Blatt. Ich warf mich in seine Arme und stand lange, lange an seinem treuen Herzen. Sprechen konnten wir Beide nicht in dieser Sterbestunde. Er küßte mir nur immer die Thränen fort, die hervorquellen wollten und seufzte, als spränge ihm die Brust. Mehrmals versuchte er, etwas zu sagen, konnte aber nicht, schüttelte den Kopf und lächelte, wie ein Sterbender lächelt. Jetzt war er an der Thüre und drehte sich noch einmal um, noch winkte er mit der Hand, dann war die Stelle leer und wo ich stand, fiel ich, von Thränen blind, auf die Knie. Ich bin nicht gestorben damals, ich muß doch viel Kraft haben. Die Schmerzen zuckten mir durch's Herz, als ob glühende Bolzen hindurchgeschossen würden. Ich hielt mir den Mund zu, um nicht zu schreien. Auf einmal höre ich, wie in weiter ferne, Henny's Zähne knirschen und wie ich aufsehe, steht das Kind auf seinen eigenen kleinen Füßen in der Thüre wie ein Trugbild, kommt auf den Fußspitzen in meine Arme, die ich ausgebreitet und stammelt etwas, das wie „Mama“ klingt. Die Wärterin freudestrahlend dahinter, daß die Uebersaschung so vollkommen gelungen, erschrak fast über meine tiefe Erschütterung, begann aber dann, eifrig zu

erzählen, wie sie es angefangen, dies Wunder zu erreichen.

Nun bereitete ich Henny's Zimmer für Reinhold vor. Henny sollte von nun an bei mir schlafen. Von heute ab hatte ich keine Nerven mehr, die waren abgeschafft, für immer. Ich sah, daß mich die Wärterin, die Magd, die Köchin ganz erstaunt ansahen und ging in einem stillen Augenblick an den Spiegel. Meine Haare waren weiß geworden.

Ja, ich wollte ja einen Brief schreiben. Wo war ich denn? —

„Du begreifst mein Verstummen Dir gegenüber.“

Wenn sie das Alles wüßte, würde sie es noch besser begreifen.

„Was soll ich Dir von all' den Jahren sagen, die einander gleich waren, in Furcht und Hoffnung, bis die Zeit kam, wo Henny ihre ersten Schritte machte, kurz vor ihres Vaters Genesung und Heimkehr. Dieser Augenblick war so ergreifend und erschütternd, wie Du es Dir kaum denken kannst. Er war zum alten Manne geworden und betrachtete traurig meine weißen Haare, und als er Henny sah, frug er: „Ist das unser? —“ Er vollendete nicht und brach in so furchtbares Weinen aus, daß ich in Todesangst um ihn war; ich fürchtete einen Herz- oder Hirnschlag, oder einen neuen Ausbruch seiner furchtbaren Krankheit. Aber der Sturm ging vorüber, ohne schlimme Folgen.

„Im Gegentheil, es war als löse sich etwas in ihm.
„Er war so weich, so liebevoll.“

Ich sehe ihn noch Henny zum ersten Mal auf den Schooß nehmen; ihr Köpfschen an seine Brust drücken und mit der andern Hand des Kindes Hände festhalten, so anders, so ganz anders, als es Herbert gethan! Und ich umfaßte mein großes und mein kleines Kind und bat sie in stillem Herzen um Verzeihung, daß ich sie einen Augenblick fast vergessen hätte!

„Seitdem ist in meinem Leben gar nichts Bemerkenswerthes passirt. Henny ist groß und schön geworden und sagt einzelne Worte, die nur Reinhold und ich verstehen. Reinhold geht, auf meinen Arm gestützt, stundenlang spazieren. Dann betrachten wir die Blumen und Schmetterlinge und freuen uns an der schönen, warmen Sonne und wenn es kalt ist, am Schnee und an den Blättern, wie der Wind sie wirbelt; wir erfinden sogar Geschichten dazu und wenn die Vorübergehenden uns anstarren, so werde ich gar nicht verlegen, sondern starre sie wieder an, ganz frech, bis sie davongehen.

„Wir lesen auch viel zusammen, wobei er oft einschläft, dann lese ich weiter, damit er nicht erwacht. Wir spielen auch Domino und Lotto und bilden uns ein, wir bringen Henny bald dazu, mitzuspielen.

„Eine besondere Freude hat Reinhold, die ist, Henny zu frisiren. Mit wahrer Passion macht er das pracht-

„volle Haar auf, das bis auf den Boden reicht und
„kämmt es und flicht es und macht es wieder auf.
„Währenddem sind Beide so zufrieden, daß ich alle
„nothwendigen Geschäfte besorgen kann. Ich bin bei-
„nahe ein Geschäftsmann geworden und führe Alles
„selber.

„Du siehst, mein Haus ist Nichts für einen jungen
„Mann und mein Leben ist sehr einförmig und uninter-
„essant. Darum verzeih' mir den langen Brief. Du
„hast ihn selbst heraufbeschworen und wirst vielleicht
„nicht die Geduld haben, ihn zu lesen. Ich bin aber
„eine alte Frau geworden und weitschweifig, vielleicht
„um so mehr, weil ich selten Gelegenheit habe zu
„sprechen.

„Nun lebe recht wohl und schicke mir, durch Deinen
„lieben Sohn, ein Bild von Dir, damit ich mir doch
„vorstellen kann, wie Du aussiehst. Ich danke Dir für
„Dein treues Gedenken! es hat mir wohlgethan.

Deine alte Agasta."

Ein Blatt im Winde.

Kohlenzeichnung.



Alle die kleinen Vögel, die jungen Füchse und Bären haben ein Mütterchen! nur ich soll keines haben! Mein Mütterchen, mein Mütterchen!"

Diese Worte klangen aus einem dichten Gebüsch im Park, so herzerreißend, daß selbst die Natur verstummt war und lautlos der Kinderstimme horchte, die so bitter klagte. Es kam lange keine Antwort und doch war das Kind nicht allein. Es saß auf dem Schooße einer wunderschönen jungen Frau, deren weiße, beringte Hand die blonden Locken des Kindes streichelte, das feine Gesicht an ihrer Brust verborgen und beide Armechen so fest um sie geworfen, als könnten sie sich nimmer lösen. „Mein Schneewittchen!" flüsterte sie endlich mit zitternden Lippen.

„Aber warum gehst Du von uns fort? Hast Du uns denn gar nicht mehr lieb, Brüderchen und mich und den Vater?"

Die Frau vergrub ihr zuckendes Gesicht in des Kindes Lockenfülle und schluchzte ein einzigmal; dann richtete sie sich auf und sagte noch leiser als zuvor: „Mein Schneewittchen!“ Noch fester klammerte sich das Kind an sie:

„Komm', komm' doch mit nach Hause! komm' mit, Mutter, ich muß sterben, ohne Dich!“

„Jsi!“ rief eine Männerstimme vom Hause her. Die Frau sprang auf, löste fast gewaltsam die kleinen Arme von ihrem Halse und war wie ein Geist verschwunden. Das Kind stand wie versteinert da; sein zartes Gesichtchen war noch bleicher geworden und die großen braunen Augen blickten jetzt thränenlos und starr auf die Stelle, wo eben noch die Mutter gestanden. Nur in den langen, weichen Wimpern glitzerten die Tröpfchen noch; denn die schweren Augenlider vergaßen zu blinzeln und brachten sie nicht zum fallen.

„Jsi!“ klang es wieder. Da wandte sich das Kind und flog, wie von Furcht getrieben, die schattigen Gänge entlang, so daß die blauen Adern am Hälschen sichtbar schlügen, als die Kleine vor ihrem Vater stand.

„Wo warst Du denn, Kind?“

„Ich war im Garten.“

„Wo im Garten?“

„Dort, auf der Bank im Busch.“

„Laß Dich schnell ankleiden; eine Dame will Dich mit spazieren nehmen.“

„Aber — — —“

„Schnell, habe ich gesagt. Alwine, ziehen Sie die Kleine an zum Ausgehen.“

Die kleinen Tropfen waren wohl beim raschen Laufen gefallen; er sah sie nicht, Alwine auch nicht; denn sie war sehr übler Laune und brummte etwas von „der Person, was braucht sie zu kommen!“ hatte eine ganz rothe Stirn und ging etwas unsanft mit dem Kinde um, dessen Lippen unablässig zitterten.

„Geh' mit Alwine!“ sagte es endlich.

„Ich darf nicht, ich will sagen, ich kann nicht; Du bist ja ein großes Mädchen und kannst allein ausgehen und sei nur recht artig!“ hinterher kam noch etwas, das klang wie: „damit Dir's wohl ergehe“; Isi verstand es aber nicht; denn sie stand schon im halbdunkeln Vorplatz, vor einer verschleierten großen Dame, die mit großer Lebhaftigkeit auf sie zueilte, sie küßte und bei der Hand nehmend sagte: „Du darfst bei mir bleiben den ganzen Nachmittag; man soll Dich erst abholen, wenn es dunkel wird!“

Das Kind senkte das Gesicht unter den breiten Hutrand, so daß dort keine Antwort zu lesen war. Wer hätte auch das Gesicht lesen können! es war so eigenthümlich zusammengesetzt, als gehörten die Theile nicht zu einander: blonde Haare, braune Augen mit hellen Wimpern, feine Brauen, ein klassisch angefügtes, etwas zu breit endendes Näschen, der Mund eher groß, bald

schön geschwungen, bald häßlich verzogen, die Haut erstaunlich weiß und fein, besonders in den Schläfen, wo das Haar in tiefen Bogen ansetzte. Es war gut, daß nur üppige, weiche Lockenfluth der jungen Dame entgegen strotzte; hätte sie des Kindes Ausdruck gesehen, so hätte sie nicht so freundlich sein können. Sie sprach lebhaft und wollte in ihrem Zimmer durchaus Jsi auf den Schooß nehmen.

„Mein, danke,“ sagte die Kleine, „ich bin schon zu groß und meine Mutter hat es nicht gern!“

Es glitten Anmuth und Enttäuschung über das Gesicht der Dame. Sie sah in den Spiegel, drückte ihr Haar zusammen und sagte: „Weißt Du, Jsi, wir haben einen Namen, ich heiße auch Elisabeth, man nennt mich aber Elsbeth.“

„Ich heiße ja garnicht Elisabeth, ich heiße Luise, wie meine Mutter.“

„Ach so! wie dumm, daß die Leute einen nie beim Namen nennen!“

„Garnicht dumm! mein Vater nennt mich so, meine Mutter —“

„Nun, wie nennt Dich Deine Mutter?“

„Anders.“

Sie war nicht zu bewegen, der Mutter Zärtlichkeitsnamen auszusprechen. „Was für ein sonderbares Kind“, dachte Elsbeth; „ich wollte sie gewinnen, aber sie trotzt. Was fange ich nur mit ihr an! Es ist ge-

rade als ob der Kobold etwas merkte. Warum spricht sie nur immer von ihrer Mutter?"

„Ist der Papa noch sehr traurig?“ frug sie laut.

„Warum?“

„Nun, weil er so allein ist seit die Mama fort ist!“

„Frag' ihn selber“, sagte Isi und roch an der falschen Camelie in der Bronzefase, um ihre aufquellenden Thränen zu verbergen.

Elsbeth biß sich auf die Lippen.

„Dein Brüderchen ist wohl ein arger Schreihals?“

„O nein, er ist sehr artig.“

„Hat ihn Dein Vater lieb?“

„Natürlich, es ist ja sein Kind!“

„Ja freilich!“ Elsbeth's Mund verzog sich, wurde aber gleich wieder ruhig unter des Kindes feindseligem Blick.

„Was Du gucken kannst mit Deinen großen Augen!“

Isi sah aus dem Fenster: „Wozu habe ich sie denn?“

„Nun, dann will ich Dir etwas Hübsches zeigen!“

sagte Elsbeth, stand auf, nahm die Kleine bei der Hand und führte sie in einen kleinen Verschlag, der von Kaninchen wimmelte.

Isi jubelte und wollte die kleinen Thiere fangen. Elsbeth gab ihr eines derselben in die Arme und sagte: „Das soll Dein sein, dafür mußt Du mich aber auch ein ganz klein wenig lieb haben!“

Das Kind machte eine Bewegung, als wolle es

das Thierchen zurückgeben, besann sich aber, drückte es an sich und küßte es zärtlich.

„Und mir giebst Du keinen Kuß?“

Von heller Röthe übergossen, reichte Isi ihr Gesichtchen und ließ sich auf beide Wangen küssen.

„Was wird Alwine sagen!“ jubelte sie.

„Nun“, lachte Elsbeth, „die wird sich vielleicht nicht sehr freuen, aber das thut Nichts.“

Einige Monate später stand Isi zwischen ihres Vaters Knieen.

„Was wird meine kleine Isi sagen, wenn ich mich wieder verheirathe?“ frug er. Sie warf sich ihm jauchzend in die Arme:

„Holst Du mein Mütterchen wieder?“

Der Vater biß knirschend in den Bart: „Mein Kind, Du sollst ein neues Mütterchen haben.“

Isi wurde weiß wie der Tod: „Aber — meine Mutter lebt!“ sagte sie mit blassen Lippen.

„Ja, Deine Mutter lebt, aber für mich ist sie todt.“

Mit beiden kleinen Händen stieß Isi den Vater von sich: „Ich will zu meiner Mutter! Sie ist nicht todt! Ich will zur Mutter!“ schrie sie fast.

„Und mich verlassen?“

Isi seufzte, als trüge sie eine Welt von Leid auf ihrem kleinen Herzen: „Ich will Euch Beide haben, Dich und meine Mutter!“

„Aber wenn Dein neues Mütterchen sehr, sehr gut ist?“

„Ich kenne sie nicht.“ Des Kindes Augen wurden fast schwarz.

„Doch, Du kennst sie und sie war sehr gut für Dich; sie hat Dir das wunderschöne Kaninchen geschenkt, das Du so lieb hast!“

In dem Kindergesicht spielte ein solcher Ausdruck, daß der Vater vergebens trachtete, es zu enträthseln. Es war etwas wie Verachtung und Unwillen darin und als sähe sie deutlich, was sie bisher nicht verstanden. Es war aber kein kindlich frohes, sondern ein dämonisches Aufleuchten.

„Du wirst ihr gehorchen, mein Kind?“

Isi nickte.

„Du wirst freundlich zu ihr sein, weil es mir Freude macht!“

Isi nickte wieder.

„Und später wirst Du sie auch lieb haben?“

Wie ein Blitz war das Kind aus dem Zimmer verschwunden.

Während ihres Vaters Trauung stand Isi, im schönsten Kleidchen, neben Alwine. Man sprach von ihrem prachtvollen Haar und den langen, blonden Wimpern, die wie ein lichter Schleier über dunkeln, todes-
traurigen Augen lagen. „Wie eine Kuh!“ sagte ein kleiner Junge, dem sie den Rücken drehte, weil er ihr

in's Gesicht starrte. Isi hörte die Bemerkung und hätte dem Knaben gern die Zunge herausgestreckt, wenn es nicht Gottesdienst gewesen wäre. Von Zeit zu Zeit stieß sie eine Fingerspitze ganz gerade in's Auge, um die Verräther darin zu zerdrücken. Sie vermied es, nach dem Altar hinzusehen, sondern sah nach den fliegen und nach den Regentropfen, die am Fenster lange Straßen zogen.

Am andern Morgen hing Isi auf dem Treppengeländer und ließ sich langsam daran hinabgleiten, indem sie die Füßchen nachzog. Mit großen Augen sah sie hinunter und dachte, daß sie heute den Vater nicht mehr wecken dürfe. Sie mußte lange auf das Frühstück warten, denn Elsbeth wurde noch frisiert und das dauerte immer lange, bis die Stirnlöckchen gebrannt waren.

Beim Frühstück nahm ihr Elsbeth die Tasse aus der Hand, die sie sonst dem Vater gebracht. Bisher hatte der Vater sie unterrichtet, nun wurde eine Gouvernante verschrieben. Früher war sie mit dem Vater spazieren gegangen, jetzt durfte sie im Garten spielen, während er Elsbeth den Arm reichte und mit ihr fortging. Wenn die Kleine Elsbeth ansah, so fühlte diese ein solches Unbehagen, daß sie meinte, wo sie nur ihre Augen gehabt, das Kind sei ja gar nicht hübsch, sondern geradezu häßlich. Und einen schlechten Charakter habe es auch, nachdem sie so viel gethan, um Isi's

Herz zu gewinnen, verharrte sie in starrem Schweigen und sprach von ihr nur als von „Papa's Frau.“ Elsbeth fühlte oft Bitterniß und Gereiztheit gegen das Kind aufsteigen, das wie ein Stein auf ihrem Wege lag. Das feine Ohr des leidenden Kindes hörte den Groll in Elsbeth's Stimme zittern und sein Troß stieg. Alles, was Elsbeth that, war ihr zuwider und wenn sie gar den kleinen Wolfgang herzte, so hätte Jsi gern das Brüderchen ihr aus den Armen gerissen, um weit, weit mit ihm fortzulaufen. Uebrigens erregte Elsbeth selbst ihres Gemahls Unwillen durch das Liebkosen des kleinen Knaben. „Laß doch das Balg!“ sagte er rauh. Das eine Kind konnte sie nicht lieben, das Andere sollte sie nicht lieben, es war hart! Wenn nicht in rascher Reihenfolge ihr eigne Kinder erblüht wären, so wäre ihr das Leben allzuschwer erschienen, nachdem sie doch so redlichen Willen gehabt, Alles zum Besten zu führen. „Ein geschiedener Mann ist eben doch kein Wittwer!“ hatte sie einmal bitter gesagt. „Und wenn es schwer ist, die todte Mutter zu ersetzen, gegen die lebende kommt man nicht auf! Und ich bin doch besser als sie!“ fügte sie stolz hinzu. Jsi hatte gefühlt, daß man von ihrer Mutter nicht mit der Hochachtung sprach, die sie im Herzen trug und deshalb sprach sie nie mehr von ihr. Ihr Vater wurde allmählig immer kälter gegen sie, je mehr er sich an den kleinen Kindern freute, deren Augen keinen Vorwurf enthielten, sondern beiden Eltern mit

gleicher Freude entgegenlachten und je kälter er wurde, mit je leidenschaftlicherer Sehnsucht dachte sie an ihre Mutter. Mit Wolfgang sprach sie nur von ihr und bald wurde die ferne Mutter der beiden Kinder Märchenland, in das sie flüchteten vor der harten Wirklichkeit, die noch härter geworden, seitdem die Gouvernante erschienen und angewiesen war, die größte Strenge obwalten zu lassen, da man hier mit einem sehr schwierigen Charakter und besonders mit sehr gefährlichen Erbschaften zu thun habe. Sie zog also gegen die „gefährlichen Erbschaften“ zu Felde, die natürlich nur von der Mutter herkommen konnten. Also die Fremde war auch schon gegen die Mutter eingenommen und deshalb konnte Isi sie niemals lieb haben. So blieben nur Wolfgang und das Kaninchen, das ihr so treu war wie ein Hund, schnurrend um sie herumlieft und ihr Gesicht und Hände leckte. Es war ein hübsches Bild, wie das hochaufgeschossene Mädchen das Thierchen herzte und dabei ein Lächeln das traurige Gesicht verklärte. Aber Niemand gewahrte es.

Elsbeth war schon einige Male sehr heftig gegen sie geworden, besonders als sie den kleinen Wolfgang einer harten Strafe entziehen wollte: „Alles für den Kukul!“ rief sie, „sonst hast Du keinen Menschen lieb!“

Isi dachte lange darüber nach, warum ihr Bruder ein Kukul sei und begann, vorsichtig nach allen möglichen Vögeln und ihren Gewohnheiten zu fragen. „Der

Kukuk", erklärte der Lehrer eifrig, „legt seine Eier stets in anderer Vögel Nester; die brüten sie dann aus und wundern sich über den fremden Vogel, den sie füttern müssen.“

„Und Wolfgang?“ dachte Jsi, und konnte noch immer nicht begreifen.

Man sagte der jungen Stiefmutter häufig, wie sonderbar es sei, sie mit einer so großen Tochter zu sehen. Dann lachte sie kurz, sah in den Spiegel und sagte: „Nicht wahr, wie alt mich das macht!“ Sie wurden von da an weniger zusammen gesehen. Und Jsi war froh, wenn sie nicht gerufen wurde, sie konnte es doch Niemand recht machen und wurde immer gescholten. Man schob ihr schlechte Motive bei allen ihren Handlungen unter und ihr gekränktes Schweigen wurde zur Selbstanlage. Ihre Stiefmutter war auch darin mitleidslos, jeden kleinen Vorfall dem Vater zu erzählen, der mit übertriebener Heftigkeit schalt, weil Elsbeth stets behauptete, Jsi sei doch sein Liebling und ihre Kinder ständen in seinem Herzen weit zurück.

„Du wirst gerade wie Deine Mutter!“ hatte Elsbeth in einer heftigen Scene ausgerufen. „Ich wünschte es!“ sagte Jsi leise. „So?“ schrie Elsbeth, „soll ich Dir sagen, wie sie ist, Deine Mutter?“ „Sie ist besser als Du!“ Elsbeth lachte vor Wuth: „Sie ist nichts-nützig, Deine Mutter!“ „Schweig, oder ich schlage Dich!“ keuchte Jsi, stürzte fort und schlug die Thüre zu.

Einige Stunden später wurde sie zu ihrem Vater gerufen.

„Jsi“, sagte er, „Du warst heute ungezogen gegen Deine Mutter. Du wirst sie um Verzeihung bitten.“
Sie schwieg.

„Wirst Du es thun?“ „Nein, Vater!“

„So kannst Du meine Tochter nicht mehr sein!“

Sie schluchzte: „Ich kann nicht!“

„Entweder oder!“ „Ach Gott!“ rief das gequälte Mädchen, „darf ich denn nie Beiden gehören!“

„Nie!“ sagte der Vater. Sie schluchzte laut auf, so hatte er sie noch niemals weinen sehen.

„Es ist doch keine Sünde, wenn ich meine beiden Eltern lieben muß!“

„Dein Weg liegt zwischen ihnen, wähle.“

„Ich will zu meiner Mutter!“ flüsterte das Mädchen, als wäre sie selbst erschrocken, das gesagt zu haben.
„Aber nicht ohne Wolfgang!“

Der Vater verharrte längere Zeit in starrem Schweigen. Das hatte er nicht erwartet. Er wußte ja Nichts von seiner Kinder Leiden und Kämpfen, er war nur mit Elsbeth beschäftigt gewesen.

Er war auch auf diese Antwort keineswegs vorbereitet, es sollte vielmehr eine Drohung sein, um Jsi zum Gehorsam zu zwingen. Und nun sagte sie sofort „Ja“ und verlangte den Bruder, das Einzige, was sie

leidenschaftlich liebte auf dieser Welt. Er sah Funken vor den Augen.

„Gut“, sagte er, „zur Mutter, aber ich sage Dir, es wird Dich reuen!“

Damit war sie entlassen. Sie wollte fortstürmen zu ihrem Bruder hinauf, aber ein Gefühl, als sei sie zum ersten Male kein Kind mehr, sondern erwachsen — sie war auch 13 Jahre alt und hatte eine selbstständige Entscheidung über ihr und ihres Bruders Leben getroffen — machte ihre Schritte langsam, beinahe schwerfällig. Da erscholl ein herzerreißendes Weinen und die Treppe herunter flog Wolfgang, in ihre Arme: „Dein Thierchen! Dein Kaninchen! Dein Thierchen! todt! ganz todt! mit glasigen Augen! Sie haben's zerquetscht, weil es Dir nach wollte — in der Thüre!“

Isa mußte sich auf die Treppe setzen. Wolfgang hing an ihrem Halse: „Ach Isi! Isi! Unser klein Kaninchen!“ Sie würgte die Thränen hinab und flüsterte: „Weine nicht, wir geh'n zur Mutter, zu unserer Mutter, Wolfgang!“ Wolfgang ward ganz still, stand vor ihr und blickte so ernst auf sie nieder, als wäre er ein alter Mann, der mit Sorgen kämpft. „Wird sie sich freuen?“ sagte er nur. Dies eine Wort machte Isa's Blut gerinnen. Er hatte noch keiner Mutter Liebkosung gefühlt. Von seinem Vater hatte er nur die äußerste Gleichgültigkeit erfahren. Die kleinen Geschwister durften ihn zausen, peitschen, quälen, ihm seine Sachen zer-

brechen. Er hatte Niemand, der ihm half, als nur seine Schwester. Aber auch sie durfte den Kleinen Nichts sagen.

Sie sagte ihnen auch jetzt Nichts, obgleich sie ihr Kaninchen zerquetscht und nun mit den Fingern im Mund sehr verduzt herumstanden. Sie sahen zum ersten Mal den Tod. Daß man todt sein könnte, hatten sie bis dahin nicht gedacht. Sie sahen sehr neugierig zu, wie Schwester und Bruder ihren kleinen Liebling beweinten und im Garten bestatteten und waren sehr froh, nicht verklagt und nicht gescholten worden zu sein. Der Vater hatte wohl Wolfgang's Geschrei gehört, aber weiter nicht darauf geachtet; die Mutter frug nur, ob er die Kleinen geschlagen. Daß das Kaninchen todt sei, war im Lauf der Natur und ein wahres Glück, zumal da Isa es doch nicht hätte mitnehmen können.

Einige Tage später fuhren Isa und Wolfgang auf der Eisenbahn dahin. „Wie wird meine Mutter wohl sein?“ dachte Isi auf der ganzen Reise. Sie glaubte, eine ganz deutliche Erinnerung von ihr zu haben. Sobald sie sich aber ihre Züge einzeln ausmalen wollte, wurde das Bild immer undeutlicher und verschwommener. Wolfgang sah zum Fenster hinaus und sah den Häusern und Feldern nach, wie sie sich verschoben und allerlei sonderbare Formen annahmen, wie die Telegraphendrähte auf und ab stiegen und fielen, manchmal ganz tief, bis eine neue Stange sie wieder hoch in die

Luft hob. Dann dachte er darüber nach, was wohl die Bahnwärter machen, die immer präsentiren, wie Soldaten, und ob er Bahnwärter sein möchte. Alle diese Gedanken behielt er aber, wie immer, für sich, und Isi merkte gar nicht, wie still sie waren, weil sie sich beständig die Ankunft ausmalte, wie sie in ihrer Mutter Arme fliegen wollte, wie sie den Kopf an der Mutter Brust, in der Mutter Schooß legen und sich da einmal so recht ausweinen würde. Sie hatte wohl gehört, daß auch die Mutter wieder geheirathet habe. Sie dachte aber nicht viel an den unbekanntem Stiefvater. Der hatte noch gar kein Gesicht und keine Stelle in ihrem Herzen.

Wie sie noch so träumte, waren sie auf einmal angekommen. Da stand ihre Mutter, jung und schön, am Arm eines stattlichen Mannes, der nicht älter ausah, als sie selber. Sie hatte die Lorgnette vor den Augen, suchte damit von Fenster zu Fenster und hatte ihre Kinder schon mehrmals übersehen, als das große, schlanke Mädchen aus dem Waggon sprang und auf sie zueilte. Sie schloß sie in die Arme und dann sie von sich abhaltend, rief sie: „Ist denn das meine kleine Isi, mein Schneewittchen? Du bist ja ganz erwachsen, Kind, und ich suchte immer ein kleines Mädchen!“ „Heißt Deine Tochter Schneewittchen? Wie allerliebste!“ war das erste Wort von Isi's Stiefvater, der hinter ihr Wolfgang hervorzog. „Und hier kommt noch eine Ueberraschung!

„Wer bist Du denn, kleiner Mann?“ „Doch nicht Wolfgang?“ rief die Mutter. „Bist Du Wolfgang? Von Dir war ja gar nicht die Rede!“ Sie küßte ihn kühl und verlegen und sah scheu zu ihrem Mann auf, der mit dem Schnurrbart spielte. Jsa dachte an Elsbeth's schadenfrohes Gesicht, als sie sagte: „Und Wolfgang wird noch gratis mitgegeben!“

In dem Augenblick sah der Knabe auf und Jsa sah eine unverkennbare Aehnlichkeit zwischen dem Mann dort und ihrem Bruder, nur einen Augenblick. Aber ihr wurde ganz schwindlig; es leuchtete ein erklärtes Räthsel vor ihr auf, das Räthsel ihrer ganzen Kindheit! Der Schatten, die düstere Wolke war von einem jähen Blitz durchzuckt worden, so daß ihr Herz und Augen schmerzten und sie am liebsten wieder umgekehrt wäre. Es überkam sie ein Schwindel und sie wäre umgefallen, wenn ihr Stiefvater sie nicht in seinen Armen aufgefangen hätte. „Bleichsucht!“ sagte die Mutter, sie durch die Lorgnette betrachtend. „Hast Du das öfter, Kind?“

„Nein, nie! — ich bin nur so müde!“

„So hilf ihr doch in den Wagen!“ sagte der Stiefvater ungeduldig, „anstatt hier ärztliche Betrachtungen anzustellen!“

Im Hause waren mehrere Kinder von allen Altersstufen, verwöhnt, laut, unartig, die die neuen Ge-

schwister erstaunt und mißtrauisch betrachteten. „Wer sind denn Eure Eltern?“ fragte ein Knabe.

„Ich dachte, es käme ein kleines Mädchen, mit dem ich spielen könnte! Aber das ist ja eine große Dame!“ für Isa war ein winziges Stübchen bereitet, was ihr solche Freude machte, daß ein leises Roth ihre Wangen färbte, was aber schnell verschwand, als sie hörte, für Wolfgang sei nicht einmal ein Bett im Hause. Er müsse auf dem Sopha im Kinderzimmer schlafen. Sie machte sich von Neuem bittere Vorwürfe, daß sie so leichtsinnig gehandelt und wußte in dieser Stunde, daß sie nie den Kopf in der Mutter Schooß legen würde und weinen, dazu waren die Verhältnisse nicht angethan.

Mit Wolfgang gab es bald ganz bedeutende Faustkämpfe in der kleinen Schaar, bei denen die Jüngeren nur scheinbar den Kürzeren zogen, denn Wolfgang wurde von ihnen verklagt und dann gescholten und gestraft. „Seitdem der unnütze Bube im Hause ist, haben wir nur Unfrieden!“ Beide Eltern waren hart gegen ihn, und der gereizte Ton, den Isa schon im ersten Augenblicke an ihrem Stiefvater der Mutter gegenüber bemerkt hatte, wurde stets herber, wenn Wolfgang im Spiele war.

Isa zog sich scheu zurück, wurde aber unsäglich geplagt. Aller erdenklicher Schabernack wurde ihr gespielt. Die Kinder waren darin äußerst erfinderisch.

Dann blickten Jsa's braune Augen mit den langen blonden Wimpern traurig, Hülfe suchend, nach der Mutter, die sie aber nicht ansah, sondern, mit der Lorgnette vor den Augen, die Kleinen bewunderte und belachte: „Nicht wahr, sie sind gar zu schelmisch!“ rief sie heiter. Aber Jsa's Stiefvater runzelte die Stirn: „Sie sind ungezogen und das ist die Folge von Deiner ewigen Bewunderung! Unter Deinen geringen Talenten ist die Kindererziehung das geringste.“ Die Lorgnette richtete sich auf Jsa, die wie auf Kohlen saß und die Augen niederschlug: „Du bist aber auch zu empfindlich, Kind, eine wahre Zuckerprinzessin!“ Dieses Wort wurde von der jubelnden Kinderschaar ergriffen und zu einer ewigen Waffe benutzt, zu einer wahren Geißel, mit der sie verfolgt wurde. „Weißt Du auch, daß Du Kuhaugen hast?“ sagte ein Knabe. Neuer Jubel bei dem neuen Wort und „Kuhaugen“ und „Zuckerprinzessin“ wurden ihr in allen Varianten nachgeschrien.

Ihr Stiefvater allein erfand täglich etwas, um Jsa Freude zu machen; einmal war ihr ganzes Fenster voll Blumen, bald darauf erschien ein ganz zahmer Vogel. Dann wurde ein Spaziergang vorgeschlagen, weil Jsa ermüdet ausähe. Da entdeckte sie an ihm einen leidenschaftlichen Naturfreund; mit erglühenden Wangen begann sie, von ihren lieben Pflanzen zu sprechen und die Spaziergänge verwandelten sich in

botanische Unterweisungen, was Issa's Mutter zu krampfhaftem Gähnen brachte.

„Geh' doch zu den Kindern!“ sagte er dann ungeduldig. Sie schwieg immer, wenn er sie anfuhr, aber Issa mußte es nachher büßen. Ihre Mutter wurde täglich reizbarer gegen sie.

Wolfgang hatte keine guten Tage. Der arme Knabe war überall im Wege, immer eine Last, von Allen zurückgestoßen und hart behandelt. Eines Tages saß Issa in ihrem Fenster, betrachtete Blumen durch die Lupe und legte sie zwischen Fließblätter. Wolfgang stand lange schweigend neben ihr und sah ihr zu. „Issi!“ sagte er endlich sehr leise, „ich hasse meinen Stiefvater!“ Mit einem leisen Schrei sprang Issa auf und hielt ihm den Mund zu: „Sag' das nicht!“ keuchte sie, „es ist furchtbar! Ich kann es nicht hören!“

„Aha! so lieb hast Du ihn schon!“

„Ich? — ja — ich habe ihn lieb — er ist gut zu mir! Du darfst ihn nicht hassen — er ist —“

„Nun? was ist er? Er ist Schuld, daß meine Mutter mich nicht leiden kann, er ist hart und finster gegen mich; ich habe Dir Nichts gesagt, aber er hat mich gepeitscht und das hat mein eigener Vater nie gethan; er hat mir häßliche Namen gegeben. O glaube Du nur nicht, daß er so fein ist, er ist sehr ordinär, Du wirst es noch sehen! Du glaubst ihm und seinen schönen Reden und siehst nicht, wie er mit der Mutter

ist! Wenn ich ihm zuhöre, wie er sie schildert und anschnurrt, so möchte ich ihn peitschen! Denn wenn sie mich auch nicht mag, so ist sie doch meine Mutter! Er hat es schon so weit gebracht, daß wenn mich die Leute ansehen, die Mama roth wird, als wäre ich ein Idiot oder ein Krüppel. Ich hasse ihn!" Jsa bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Sie hatte schon mehrmals die Leute über die Aehnlichkeit reden hören und gemeint, den Schmerz nicht ertragen zu können.

„Du sollst ihn nicht lieb haben, Jsa; denn Du bist mein, und Du sollst nicht den lieben, den ich hasse!"

„Aber Wolfgang! Das ist schlecht, Du mußt versuchen, ihn zu lieben!"

Der Knabe lachte und zerdrückte die Blumen mit der Hand.

„Jsa!" flüsterte er, „Alle wünschten, ich wäre todt, Alle! — Sage mir, warum?" Die Schwester weinte. „Sage mir, warum ich nicht in der Welt sein sollte! Was habe ich denn gethan? Was kann ich dafür, daß ich geboren bin? Warum hassen mich Alle, Alle?"

„Ich nicht! Denn ich habe Dich lieber als Alles auf der Welt! Ich habe ja nur Dich!"

Der Knabe warf seine Arme um ihren Hals und küßte sie stürmisch. „Komm' Jsi, wir laufen zusammen fort nach Amerika!"

„Dazu brauchen wir Geld!"

„Das sparen wir zusammen und laufen fort!" —

„Wie merkwürdig, Sie mit einer so großen Tochter zu sehen, man glaubt, Sie seien Schwestern!“ hatte Jemand gesagt. Seit der Zeit wurde Isa weniger mit der Mutter gesehen. „Sonderbar“, dachte Isa, „ich bin doch für überall zu groß. Ich hätte sollen später geboren werden. Und Wolfgang, der hätte sollen früher geboren werden. Beide verkehrt! Wir hätten gar nicht kommen sollen, nicht in die Welt und nicht zur Mutter. Wie war ich so dumm. Ich kannte aber damals das Leben so wenig!“ — Dabei wurde ihr Gesicht plötzlich so alt, als hätte sie eine Welt von Erfahrung unter den weichen, blonden Haarwellen. Für ihre Ausbildung geschah nur wenig mehr, da die Mittel nicht reichten. So bekam sie hin und wieder Unterricht von der Erzieherin der kleinen Geschwister, wenn dazu Zeit war in der Hausunordnung. Ihre eigene Erzieherin war für die andern kleinen Geschwister in der Heimath zurückbehalten worden. Wolfgang, dessen Aehnlichkeit mit dem Stiefvater bereits anfing, Stadtgespräch zu werden, wurde in eine entfernte Schule gegeben, in die billigste, die man finden konnte. Das Losreißen der beiden Geschwister war so erschütternd, daß die Fremden, die an der kleinen Station gleichgültig aus dem Zuge sahen, die Augen feucht werden fühlten.

Sie hielten sich umschlungen, als wäre es für ewig, dann noch ein stummer Händedruck zum Wagen hinaus

und als die Glocke ertönte, warf sich Wolfgang schluchzend mit dem Gesicht auf die Bank, während Jsa dem davonsahrenden Zug den Rücken drehte und einen Laternenpfahl umklammerte, um vor Weinen nicht auf die Erde zu fallen. Noch längere Zeit unterhielten sich die Fremden über die zwei armen Kinder und eine mitleidige Frau versuchte Wolfgang zu trösten. Die Mutter allein fand kein Trosteswort für Jsa, zumal als der Stiefvater ihnen ganz besorgt entgegenkam und in des jungen Mädchens verstörtes Gesicht blickte. „Laß sie doch ruhig weinen! Das Trösten macht Alles schlimmer!“ sagte sie. Von Wolfgang war nie mehr die Rede, außer wenn es galt, die Schulgelder zu bezahlen, die immer zu theuer gefunden wurden. Das waren dann stürmische Tage und dabei hatte das arme verstößene Kind weder satt zu essen, noch brauchbaren Unterricht. Eine bitter humoristische Beschreibung, die er davon an Jsa machte, kostete dieser viele Nächte heiße Thränen.

Auch ihre eigene große Unwissenheit machte ihr viele Sorgen und Gedanken. Als sie einmal darüber ihrer Mutter eine Klage aussprach, antwortete diese: „Ach das ist ja ganz dumm, Du hast Geld und wirst bald heirathen. Uebrigens ist der Papa ja nur mit Dir beschäftigt; Du wirst schon Blaustrumpf genug.“

Dieser Satz ihrer Mutter verursachte Jsa viele peinliche Ueberlegungen: „Nur mit Dir beschäftigt!“ wie sonderbar hatte dieser Satz geklungen! Und dann sagte

sie: „Der Papa“; während Isa ihn noch niemals genannt, gerade wie sie von ihrer Stiefmutter immer „Papa's Frau“ gesagt. Man konnte doch nicht zwei Menschen „Mutter“ und zwei Menschen „Vater“ nennen! Warum hatte die Mutter das gesagt! Isa prüfte die ganze letzte Zeit. Sie hatte kein Schuldbewußtsein und doch plötzlich ein Gefühl wie schlechtes Gewissen.

„Gieb mir einen Kuß!“ sagte ihr Stiefvater, „heute sind es zwei Jahre, daß Du meine Tochter geworden bist!“

„Das ist freilich ein großes Fest! soll ich Champagner holen lassen?“ sagte die Mutter.

„Ich bin stolz auf Deine Tochter, wenn Du es nicht bist!“

„Ist sie zum Stolzwerden?“

„Du verdienst nicht, sie zu besitzen!“

Isa hätte mögen unter den Boden versinken. Warum, ach warum war sie da! Am Nachmittage klopfte es an ihre Thüre und er trat ein mit einem Korbe voll Blumen: „Armes Kind!“ sagte er, „Du hast es oft bei uns sehr schwer gehabt; ich konnte aber manches nicht ändern, wie sehr ich auch Dein Leben schön und heiter hätte machen wollen; denn ich habe Dich von Herzen lieb!“

Isa wußte nicht, warum es ihr unbehaglich zu Muth wurde bei dieser freundlichen Rede, noch mehr aber, als er sie auf ein kleines Sopha niederzog und den

Arm um sie legte. Sie schrumpfte förmlich in sich zusammen und senkte den Blick vor dem seinigen.

„Ich habe Dich so lieb, viel lieber wie ein Vater! ich liebe Dich mit junger, heißer Liebe, wie eine Braut!“ Bevor sie sich dessen versah, warf er ihren Kopf zurück und küßte sie zwei, dreimal auf die Lippen. Flammend roth und dann leichenblaß stand Jsa vor ihm: „Du darfst nicht, ich hasse Dich!“ rief sie endlich und rieb sich mit dem feinen Schnupstuch fast die Lippen wund.

„Aber Jsi, wie undankbar!“

„Ja, ich bin undankbar, ich hasse Dich, geh' hinaus!“

„Aber Jsi! Du wirst mich doch nicht verklagen?“

„Geh' hinaus, sonst spring ich dort hinunter!“

„Verzeih' mir, Kind, ich wollte Dich nicht kränken!“

„Geh' hinaus!“ schrie sie fast und stampfte mit dem Fuß, und vor ihrem Flammenblick schlich er hinaus wie ein Verbrecher.

Mit zitternden Fingern kramte sie in ihrem Tischchen, raffte das Geld darin zusammen, griff nach Hut und Handschuhen, slog auf den Fußspitzen die Treppe hinab und rannte querfeldein nach der Eisenbahn. Sie hörte schon den Zug pfeifen, als sie noch ihr Billet löste. Der Inspektor wollte sie nicht mehr einsteigen lassen. „Ich muß mit!“ sagte sie und schüttelte seinen Arm. Der Ernst ihres bleichen Gesichtes führte unwillkürlich des Inspektors Pfeifchen an seine Lippen. Sie sprang

in den fahrenden Waggon und brauste, hochaufathmend, von dannen.

Jetzt erst fing sie an zu denken. Es war furchtbar! Dieser Mensch war zwischen Vater und Mutter gekommen und hatte die Mutter auch so — — — nein, es war nicht auszudenken! Sie schüttelte sich vor Ekel. Der Tempel, den sie immer ihrer Mutter errichtet, war kläglich zusammengestürzt und bei ihrer großen Jugend gab es keine Nachsicht, keine Entschuldigung in ihrem Herzen, nur ein Gefühl von Haß und Verachtung, von Hohn und Bitterkeit, ihr wurde schwindlig und sterbensübel. Ihr Herz drohte zu springen, von so fürchterlicher Leidenschaft überwältigt. Da dachte sie an ihren Vater, den sie im Zorn verlassen und zu dem eine unendliche Zärtlichkeit in ihr aufwogte. Zu dem armen beleidigten, betrogenen Vater wollte sie, dem sie in kindischem Trotz das Leben schwer gemacht. Sie wollte ganz demüthig sein und wenn ihre Stiefmutter sie auch an der Thüre um Einlaß flehen ließe, auf ihren Knieen würde sie flehen und dienen wie eine Magd!

Als sie an des Vater's Hausthür schellte, machte ihr lange Niemand auf, so lange, daß ein Vorübergehender zurückkam und sagte: „Ich fürchte, mein Fräulein, Sie haben Ihre Ankunftsstunde schlecht gewählt; man sagt, der Hausherr sei im Sterben!“

„Im Sterben?“ hauchte sie mit weißen Lippen.

„Herr Gott, mein Fräulein, wie wird Ihnen? Sie kennen den Herrn?“

„Ich bin nur seine — seine — Tochter!“ Sie lehnte sich an die Mauer, die Augen ränderten sich schwarz und die Lippen wurden blau. Nur mit äußerster Willensanstrengung verlor sie nicht das Bewußtsein.

Der Fremde begann ein wahres Sturmläuten; da erschien eine verweinte Magd, schrie auf als sie Isa sah, ließ die Hausthür offen und lief fort. Isa wankte die Treppe hinauf. Der Fremde stand und sah ihr nach. Er hätte ihr gern den Arm geboten. Jetzt war sie oben und er zog leise die Hausthür zu und ging kopfschüttelnd von dannen.

Isa stand oben und schaute in das weit geöffnete Sterbezimmer. Da stand das ganze Haus um den Vater versammelt. Er röchelte in immer ferneren Zwischenräumen, immer leiser und seltener. Es herrschte die athemlose Stille, die einem theuern Sterben vorangeht. Plötzlich verzerrte ein Lächeln sein Gesicht und die halbgebrochenen Augen wurden wieder hell: „Schnee — Schneewittchen!“ rief er und breitete die Arme aus. Isa flog in die väterlichen Arme wie die Schneeflocke, die auf das weiße Feld sinkt. Sie fühlte sich einen Augenblick an's Herz gedrückt, ein Kuß berührte ihr Haar und Stirn, dann wurde der Druck schwächer, immer schwächer, dann lagen Vater und Tochter ganz still.

Man glaubte, Beide seien todt, so tief war die Ohnmacht, aus der sie erst nach mehreren Stunden erwachte.

„O, warum habt Ihr mich nicht gerufen!“ jammerte sie beständig, als sie wieder zu sich kam.

„Der Papa hat Sie immer gerufen,“ sagte die Haushälterin, „immer Schneewittchen, mein Schneewittchen! aber die Mama hat immer gesagt: Morgen! und hat es vergessen!“

„Tante,“ bat Jsa, am Morgen nach dem Begräbniß, ihres Vater's Schwester: „Bitte, Tante, nimm mich mit! ich will Dir dienen, Dich pflegen, Alles thun, was Du willst, aber nimm mich mit!“

Die Tante betrachtete Jsa ernst und lange. „Also zu Deiner Mutter gehst Du nicht mehr?“

„Ich bin da weggelaufen, da wird man mich doch schwerlich wieder aufnehmen!“

„Und warum bist Du weggelaufen?“

„Ich sehnte mich nach meinem Vater.“ Jsa's Lippen zitterten und sie sah zu Boden.

„Man hat mir doch eine Geschichte erzählt, wonach Du auch von hier weglaufen wolltest?“

„Hat man das erzählt?“ Ein bitteres Lächeln verzog ihren Mund.

„Nach Deiner Mutter sehntest Du Dich wohl da?“ frug die Tante lauernd.

„Ja, ich sehnte mich nach meiner Mutter!“

„Wenn Dir aber bei mir solch' ein Anfall kommt?“

„Ich werde mich nie mehr sehnen, nach Niemand!“ Eine unbeschreibliche Müdigkeit lagerte sich bei diesen Worten um die großen traurigen Augen. Die Tante erschraf fast, so alt erschien ihr das junge Mädchen.

„Das ist mir lieb,“ sagte sie langsam, „denn bei mir kann man nicht so mir nichts, Dir nichts weglassen. Bei mir heißt's Ordre pariren, wie ein Soldat; denn ich bin von meinem Manne her an das Militairische gewöhnt!“

„Sehr gern!“ sagte Isa weich.

„Gern! Gern? Das ist etwas Anderes. Gern hat es Niemand. Das verlange ich auch gar nicht von Dir, daß Du's gern hast, aber gut ist's. — Wenn man nur Vertrauen zu Dir haben könnte! Wärest Du allein Deines Vaters Kind — so aber — — —“

Sie vollendete nicht, sah auch Isa garnicht an; denn sie hatte zu sich selbst geredet. Isa fühlte, als hätte man ihr kochendes Wasser über den Leib geschüttet. Sie sah zum Fenster hinaus, in den düstern Nebeltag. Der Nebel schien das ganze Zimmer und ihre Augen zu füllen. „Hätte ich lieber hier bleiben sollen?“ dachte sie.

Da trat ihre Stiefmutter ein, warf sich in einen Sessel, schrie, weinte und jammerte: „O, ich unglückliche Frau!“ Plötzlich gewahrte sie das junge Mädchen: „Für Dich war sein letztes Wort, sein letzter Blick, sein letzter Kuß! Als wenn ich Nichts für ihn gewesen wäre

und alle die Jahre nicht, in denen ich sein treues Weib war, als hätte ich ihn nicht gepflegt, Tag und Nacht! Du hast zwischen uns gestanden, Dein Leben lang! Du warst doch immer die Erste in seinem Herzen! Du warst der Stein auf meinem Wege zwischen mir und ihm, zwischen meinen Kindern und ihm, und selbst wie er Dich verloren gegeben, hat er sich noch nach Dir gesehnt! Nun kommst Du angeschneit und raubst mir noch seinen letzten Blick! Und was soll ich nun mit Dir anfangen?"

Die Tante hatte Isa's Hand ergriffen und fühlte das Zucken der schmalen, eiskalten Fingerchen in ihrer großen, warmen Hand.

„Ich nehme Isa mit mir,“ sagte sie, „sie soll mir ein liebes Töchterchen sein, da ich nie das Glück gehabt, ein Kind zu besitzen!“

„Welche Aufopferung! Welche Güte! Ich hoffe nur, liebe Schwägerin, Du wirst weder Enttäuschung noch Undank erfahren.“

„Ich hoffe!“ sagte die Tante warm und drückte fest die kleine Hand, indem sie auffah in Isa's Augen, aus denen langsam Thränen tropften, bis sie, von Schluchzen übermannt, das Zimmer verließ.

Man war in A. in großer Aufregung, als die hochgeachtete, sittenstrenge Frau mit ihrer verwaissten Nichte, geschiedener Leute Kind, ankam.

„Bei der Mutter konnte man sie gar nicht lassen,

die ist eine solche Person! Die Stiefmutter hat das Kind mißhandelt und man sagt, es sei schon ein paar-mal fortgelaufen!"

So sprachen die Leute, guckten neugierig in den Wagen hinein und hatten ein wunderschönes, bleiches Gesicht mit großen, traurigen Augen, ganz rührend aus dem langen Crêpeschleier herausblicken sehen.

„Na, wenn das Kind nicht die Schwindsucht kriegt!" sagten die Alten.

In den nächsten Tagen bemerkte Isa, daß die Tante oft höchst unwillig vom Fenster zurücktrat und mit hochrothen Augenbrauen sagte: „Schon Fensterparade!"

In dem jungen Mädchen erwachte endlich die Neugier; sie trat an's Fenster, als sie allein im Zimmer war und bemerkte drei Officiere, die die Straße auf- und abritten und ihre Pferde bäumen machten.

Eben trat die Tante ein: „Herr Gott! willst Du wohl gleich vom Fenster fort! Wie kannst Du nur dastehen und Dich bewundern lassen?"

„Ich, Tante? Ich fürchtete, der Officier würde stürzen. An mir ist doch Nichts zu bewundern!"

Ein mißtrauischer Blick war die Antwort. Unter demselben ward Isa roth und dachte an ihren Stiefvater. Andern Tages stand sie vor dem Spiegel und betrachtete sich aufmerksam.

„Oho!" rief die Tante aus dem Nebenzimmer, „gefällst Du Dir?"

„Mein Tante, gar nicht. Ich liebe rothe Backen und blaue Augen und dunkles Haar. Wie kann ich mir gefallen mit hellen Wimpern!“

„Fragen sind sie doch Alle!“ sagte die Tante.

Isa fand das Haus zuerst entzückend still, nach all dem Kinderspectakel, bald aber todtenstill, was ihre trostlose Stimmung noch in tiefere Schatten legte. Sie fühlte sich unsäglich müde und versiel oft in ein Hinbrüten ohne Ziel und Zweck. Ihre einzige Arbeit war, ihrem Bruder für Hut und Arm Krepp zu nähen. Mit einem eigenthümlichen Ausdruck sagte sie: „Keiner wird daran denken, daß er unsern Namen trägt.“ Dabei zog ein Weh durch ihr Herz, so riesengroß, wie Meerfluth durch eine Hütte. Sie war ganz erstaunt, nicht fortgeschwemmt worden zu sein, sondern sich leben zu fühlen. Aber dies Leben war nur ein Vegetiren. Vergangenheit und Zukunft erschienen ihr so dunkel, daß sie meinte, sie habe nie eine frohe Stunde gekannt und werde nie eine erleben. Wenn sie Morgens aufstand, hätte sie sich am liebsten wieder hingelegt. Manchmal legte sie sich auf die Erde, in unerträglicher Mattigkeit. Sie hatte einmal an ihre Mutter geschrieben und ihre Flucht mit des Vaters Sterben entschuldigt, aber keine Antwort erhalten.

Die Tante konnte diese Mattigkeit und Melancholie nicht sehen. Sie behauptete, das käme nur von der Nichtsthueri und machte eine strenge Tageseintheilung, in welcher englischer und französischer Unterricht ein-

begriffen war, weiter Nichts, da Jsa erwachsen sei und gewiß genug gelernt habe. Und Jsa wagte nicht, den Grad ihrer Unwissenheit einzugestehen. Sie mußte der Tante stundenlang vorlesen, ziemlich ohne Auswahl, aus der Bibliothek des Onkel Oberst. Etwas Schlechtes konnte nicht darin sein, das hätte er nie bei sich geduldet. Da saßen die beiden Frauen und lasen Kriegsgeschichten und fortificationen und wenn die Tante auch ganz fest dabei schlief, so mußte Jsa doch fort und fort lesen; denn die Tante hatte immer „Alles gehört“ und wachte unfehlbar auf, wenn die süße Musik von Jsa's weichem Organ nicht mehr tönte. Die Winterabende waren lang und still; die Uhr tickte, die Tante nickte über ihrem Strickzeug und Jsa saß vor der Lampe, das schmale Oval ihres Gesichts in die Hand gestützt und las und träumte. Ihr blondes Haar hob sich in Wellen von dem schwarzen Kleide ab und spielte in feinen Lößchen auf dem blendend weißen Nacken, der aus der Kreppekrause vorsah. Das Heben und Senken der hellen Wimpern hatte etwas schleierhaft Träumerrisches, besonders da es sehr langsam geschah, als seien die Augenlider zu schwer, um sich rasch zu bewegen. Die Hand war so durchsichtig weiß, als stünde der Puls still. Es war Niemand da, um das liebliche Bild zu betrachten, und so blickten die braunen Augen oft lichtlos vor sich hin, in die dunkeln Ecken des Zimmers. Zuweilen erschienen einige alte Damen, denen Jsa Thee

machen mußte und bei deren Gesprächen sie sich vielmehr langweilte, als wenn sie allein blieb. Selten einmal ging die Tante aus und gab Isa's Bitten nach, ihrer tiefen Trauer halber zu Hause bleiben zu dürfen. Dann schrieb sie lange Briefe an ihren Bruder, die sie zum Theil wieder zerriß, weil sie zu traurig waren. Sie erzählte ihm, wie gut sie es nun habe und wie sie nur auf eine gewisse Selbstständigkeit warte, um ihm zu Hülfe zu kommen. Zuweilen setzte sie sich an's Fenster und sah nach dem Sternenhimmel. „Mir ist es wie Heimweh!“ dachte sie, „wenn ich nur eine Heimath hätte, nach der ich mich sehnen könnte. Jetzt bleiben mir nur noch die Sterne. Dort oben wartet Der auf mich, der mich geliebt hat bis in den Tod, der mir Un dank und Ungerechtigkeit verziehen hat, weil ich sein Kind war! Verzeiht Gott auch so? Warum straft er denn die Sünden der Väter? Wer soll mir die vielen, vielen Fragen erklären?“

Da ging die Thüre auf und herein stürmte die Tante:

„So, das ist ganz schön! Da braucht man nur den Rücken zu wenden, da sitzt das stille Heimchen am Fenster und läßt ihr Profil bewundern. Blut ist Blut. Herr Gott's Donnerwetter! würde mein Mann sagen. Das macht Dir wohl großen Spaß, daß die Leute da unten stehen und Dich bewundern und über die gefangene Schönheit reden, die der Drache bewacht.“

„Aber Tante!“

„Nichts da! Was will denn das heißen? Keine Idee von Lebensart. Traurig sein, weinen, klagen, seufzen, bis der alten Tante das Herz schwer wird und kaum ist sie hinaus, wupp an's Fenster gesetzt und foquettirt!“

„Aber Tante, es war ja dunkel. Ich habe ja Niemand gesehen. Ich dachte, die Straße wäre ganz leer!“

„Natürlich, draußen war's dunkel; desto besser sah man Dich im hellen Zimmer. Und so faul! Wo sind Deine Arbeiten?“

„Alles fertig, Tante, ich war wirklich sehr fleißig, bis eben.“

Die Tante stieß einen Ton heraus, der dem Brummen ähnlich war, und wurde wieder freundlich. Es war merkwürdig, wie dies gutmüthige Schelten und Poltern Ija wohlgethan. Sie war ordentlich elastisch davon. Es war so gesund, so natürlich, so wie man ein dummes kleines Mädchen schilt und sie hatte das Gefühl gehabt, als wäre sie schon hundert Jahre alt. Und dann kümmerete sich doch Jemand um sie und um ihr Benehmen; sie war der fremden Tante also nicht gleichgültig.

Sie schlüpfte hinter ihren Sessel, legte die Arme darauf, beugte sich vorn über und flüsterte: „Tantchen, ich möchte Dir so gern einen Kuß geben, wenn ich nur dürfte!“

„Mir? Du bist wohl nicht ganz klug! Na, da komme her und küß' mich mal. Denn siehst Du, ich bin doch ganz gut, wenn ich auch böse bin!“

„Und verzeih' mir auch, Tantchen!“

„Na, nu laß gut sein. Wenn ich was sage, dann ist's hernach vorbei; denn denk' ich nicht mehr dran.“

Am nächsten Morgen hörte die Tante Jsa ein Liedchen summen, abgebrochen, sehr leise, aber sie nahm es immer wieder auf und sang.

Endlich kam der Sommer, auf den sich Jsa so sehr freute, um in's Freie zu kommen. Sie wußte aber noch nicht, was das bedeutet, Sommer in einer großen Stadt. Wie lange mußte man gehen, bevor man in's Freie kam, sie, die immer vor, nie in der Stadt gewohnt! Und bis man hinauskam, war man staubbedeckt und die Tante hatte viel zu heiß. Auch schalt sie die ganze Zeit, behauptete, Jsa koquettire und sei zu auffallend. Allerdings bemerkte Jsa, daß sie viel angesehen wurde. Es blieben sogar Leute stehen und sahen ihr nach.

Im Herbst erhielt sie Tanzstunden und Ballkleider und viele guten Lehren, wie man sich in der Welt zu benehmen habe. „Ich hoffe, Du wirst fröhlich sein und mir Ehre machen, Kind!“ war das Ende.

Die Tante hatte vor dem ersten Balle noch alles Mögliche zu zupfen und zu glätten und ihr Wohlgefallen an dem herrlichen Geschöpfe Gottes hinter

allerhand Brummen zu verbergen. Von einer letzten Predigt im Wagen hörte Issa vor Aufregung Nichts als die Worte: „Du mußt, durch Dein Betragen, die Leute nicht an Deine Mutter erinnern.“ — Issa fühlte Blei im Herzen und in der Kehle bis zu dem Augenblick, wo der erste Walzer aufrauschte und sie dahinslog wie ein Schmetterling. Ihre zarte Gestalt, das schimmernde Haar, die goldbraunen Augen mit den langen, hellen Franzen, die wie ein Nonnenschleier über all dem Jugendglanz lagen, das zarte Roth ihrer Wangen, vor Allem aber ihr geflüstertes Schicksal machten sie zu einer Märchenerscheinung. Auf einmal vernahm sie ihren Kindernamen: Schneewittchen! Wer hatte es erzählt? Woher wußten es die Leute? Die Ueberraschung vermehrte den Rausch, der sie umsing; sie tanzte fort und fort wie eine Fee, und wußte nicht, daß sie alle alten Damen und alle Mauerblümchen in Harnisch gegen sich brachte. Die Tante schalt nicht, weil sie einen großen Triumph gefeiert mit ihrer schönen Nichte.

In Issa war eine dämonische Gewalt erwacht als müßte sie im Ballsaal den ganzen Druck und das ganze Leid ihrer Jugend abschütteln. Am liebsten hätte sie den ganzen Tag getanzt. Statt dessen kam aber das Schlittschuhlaufen, zu dem sich ein Schwarm von Anbetern einfand. Jeder wollte Lehrer sein. Die Tante ging am Ufer auf und ab, stolz auf die seltene Grazie ihrer Nichte, besorgt ob der vielen Verehrer. Einer

machte ihr ganz besonders den Hof; er hieß Kense und war Offizier. Er war erstaunt gewesen über die Originalität und Frühreise ihrer Bemerkungen und unterhielt sich am liebsten mit ihr. Seine Theilnahme schloß ihr Herz auf, er schien ihre Schicksale zu kennen und so konnte sie einen großen Theil jener Scheu ablegen, die sie sonst immer besing. Es dauerte nicht lange, da dachte Isa an ihn, wenn er nicht da war, sie wußte garnicht warum. Es wurde ihr kalt und heiß, wenn sie ihn sah und sie stellte sich hinter den Vorhang, um ihn vorbeireiten zu sehen. Ja, die Liebe war gekommen, so eine ganz einfache, ganz gewöhnliche erste Liebe. Es ist aber merkwürdig, was solch' eine erste Liebe für eine Gewalt ist, ganz überirdisch, wenn auch der Gegenstand derselben sehr irdisch ist und meistens den Heiligenschein nicht verdient, den solch' eine erwachende Frühblume zu sehen meint.

„In vier Tagen ist unser letzter Ball, ich bitte um den Cotillon!“ hatte er gesagt.

Als sich am andern Tage Kense's Mutter bei der Tante melden ließ, versteckte sich Isa hinter die Thüre. Die Frau schien sehr verlegen, räusperte mehrmals und begann endlich eine lange Rede, aus der herauskam, daß ihr Sohn den Plan hege, um Isa's Hand anzuhalten, daß er aber von seinen Eltern niemals die Einwilligung erhalten werde, niemals. Isa sei eine zu vollendete Weltdame, eine zu strahlende Schönheit, eine zu

viel gefeierte Coquette, um je den stillen Heerd eines Mannes glücklich machen zu können. Sie sei die Tochter einer Frau, die frühzeitig die Bahn der Tugend verlassen und sie wolle ihren Sohn nicht in's Unglück stürzen sehen. Außerdem sei er schon so gut wie verlobt, eine glänzende Partie und vortheilhafte Stellung solle er nicht opfern, wenigstens nicht mit ihrem Willen.

Die Tante rief Issa mit hochrothem Kopfe; sie kam herein, weiß wie die Wand, mit dem alten starren Zug aus der Kindheit um Augen und Mund, sagte kurz und kalt: „Ich weiß, ich habe gehorcht, ich will jetzt mein Ballkleid richten.“

„Aber Kind, Du willst gehen?“

„Ja, Tante, ich will; nur versprich mir, gleich fortzufahren, wenn ich Dir sage, ich sei müde.“

Issa war besonders schön an diesem Abend. „Mein letzter Ball!“ sagte sie leise als sie aus dem Wagen stieg.

Der Tanz brachte heute keine Farbe in ihre Wangen, nur ihre Augen glitzerten wie im Feuer. Sie wollte Ihn sehen und glitt hinter eine Thüre, die halb aufstand im Moment, wo er durch dieselbe trat, in so lebhaftem Gespräch, daß er sie nicht bemerkte.

„Aber Kense! Du bist das reine Kind, verliebst Dich bis über die Ohren in dieses Prinzeß Schneewittchen, Niemandes Tochter, hergeschneit, Gott weiß von wo, während Deine Braut auf Dich wartet!“

„Nimm Du meine Braut und laß mir Schneewittchen!“

„Fällt mir nicht ein, Dich so in's Unglück rennen zu lassen; hast Du denn keine Augen, um zu sehen, wie sie coquettirt? Solch' ein Mädchen liebt man, aber man heirathet es nicht!“

„Ja, wenn das möglich wäre!“

„Natürlich ist's möglich, warte nur bis sie einen Mann hat!“

„Du meinst?“

„Ganz wundervoll! Laß sie laufen; dann nimmt sie aus Verzweiflung einen Andern und wenn sie verzweifelt genug ist an seiner Seite, dann geh' Du nur hin und tröste sie. Sie wird sich trösten lassen und Du bist nicht engagirt!“

„Du bist so sicher?“

„Wetten?“

„Ich verwette mein Glück!“

„Aber sei doch klug! Denke doch, solcher Leute Kind! Da wird nie was draus! Hast Du die Geschichte vom Apfel vergessen?“

„Wenn sie nur die vermaledeiten Augen nicht hätte, solche Augen als hätte sie einen Abgrund gesehen, in den sie hätte stürzen können, solche Selbstmordsaugen.“

„Sei ruhig, in den nächsten fällt sie hinein, wenn sie nur Dich unten sieht!“

Kense seufzte. „Sie ist eine Göttin!“

„Nun, nun, mit einer Halbgöttin wäre es gethan; denke nur an Danae, Jo und die Andern und werde Zeus!“

Die beiden Herren entfernten sich.

„Komm' Tante, ich will nach Hause, ich bin müde!“ Alles umdrängte Isa flehend, obgleich sie so bleich war und wirklich sehr müde Augen hatte, solche starre Augen und solche marmorne Lippen! Auch Kense bat eifrig. Sie maß ihn mit einem eisigen Blick: „Ich will nach Hause!“ wiederholte sie.

Sie hatte schon den Fuß auf der Treppe, da hörte sie ihn noch einmal „Schneewittchen!“ sagen, sie wandte aber nicht den Kopf und war von ihrem letzten Ball verschwunden, wie eine Sternschnuppe.

Am nächsten Morgen wurde Isa aus ihrem starren Schweigen durch einen Brief ihres Bruders aufgerüttelt, der ihr schrieb, wenn er noch einen Monat in der Anstalt bleiben müsse, so ließe er davon, was übrigens ganz gleichgültig sei für Jedermann.

„Tante, bitte sage mir Tante, ich habe doch etwas Geld, wie kann ich's bekommen?“

„Wenn Du majorenn wirst.“

„Nicht früher?“

„Wenn Du heirathest.“

Acht Tage darauf war Isa die Braut des etwas fahlen, etwas vergilbten, etwas ausgetobten Herrn von Rune.

„Aber Jsa, Kind, Du hast ihn ja garnicht lieb!“

„Das thut Nichts, Tante, den oder einen Andern, sie sind ja Alle gleich! Das Liebhaben ist lächerlich. Ich verstehe überhaupt garnicht, wie man lieben kann!“

Noch nie war sie mehr Schneewittchen gewesen, als bei ihrer Trauung. Aber ihren Bruder hatte sie kommen lassen und ihm selbst gesagt, welches Gymnasium sie für ihn gewählt und sie sei jetzt sein Mütterchen ganz allein und wenn er noch einmal sage, ihn habe Niemand lieb, dann sei er ein undankbarer Mensch!“

Die Tante weinte große, schwere Thränen beim Abschied auf ihre zarte Schneeflocke herab, die unter dem warmen Schauer beinahe geschmolzen wäre, wenn nicht ein Blick auf Herrn von Rune sie wieder vereist hätte.

Dieser war nicht wenig erstaunt, daß sich das glänzende Meteor in eine Marmorstatue verwandelt, die zu Allem Ja sagte, gar keinen Willen zu haben schien, sich stets würdevoll und vornehm benahm und selten lächelte. Sie wohnten in einer Villa vor der Stadt, in der er sie aber häufig allein ließ. Er schien keine von den Befürchtungen zu haben, von denen die beiden Herren an jenem Abend gesprochen. Er blieb tagelang, ja wochenlang fort. Sie bezahlte ihm mehrmals Spielschulden, ohne Klage oder Vorwurf. Er hätte lieber heftige Scenen gehabt, als die Ruhe, mit der sie dem Banquier schrieb. Doch hielt es ihn nicht ab, mit immer geringerem Schamgefühl sie von Neuem um

Geld zu bitten, bis ihr Vermögen dahin war und sie mit dem letzten Rest ihren Bruder unterhielt. Für sich brauchte sie beinahe Nichts.

Eines Abends, als sie, wie gewöhnlich, allein bei ihrer Lampe saß und darüber nachdachte, daß in wenig Tagen Weihnachten sei, ging die Thür auf und hereintrat ein hochaufgeschossener junger Mann. Sie hielt die Hand vor die Lampe, um ihn sehen zu können, und mit dem Aufschrei: „Wolfgang!“ flog sie ihm in die Arme. „Was ist Dir denn, um Gottes Willen?“ war ihr erstes Wort, als sie ihn betrachtete, „mit Dir ist etwas Furchtbares geschehen!“

Er ließ sich auf den Stuhl fallen, auf den sie soeben gesessen, legte die Arme auf den Tisch, den Kopf darauf und weinte bitterlich.

Isa kniete sich zu ihm und betrachtete ihn angstvoll.

„Wolfgang!“ sagte sie, „nur Dich habe ich auf Erden, Du hast doch nichts Schlechtes gethan?“

„Ich habe nichts anderes Schlechtes gethan, als daß ich geboren bin“, sagte er, sich aufrichtend. „Nur das, war es nicht genug?“

„Wer hat es Dir gesagt?“ rief Isa.

Er sah sie lange an: „Du wußtest es? wer hat es denn Dir gesagt?“

„Niemand, ich habe es gesehen!“

„Also gleiche ich Ihm wirklich, Ihm, den ich so bitter, so grenzenlos hasse!“

Isa verbarg ihr Gesicht in den Händen.

„Seit Kurzem weiß ich, was ich bin und wollte mich umbringen. Mir ist aber etwas Besseres eingefallen, wenn Du mir helfen willst, es kostet gar nicht Viel!“

„Darf ich es nicht wissen?“

„Ich schreibe Dir's!“

„Viel kann ich Dir nicht geben, ich habe selbst fast Nichts mehr!“

„Also glücklich, sehr glücklich bist Du auch?“ sagte er bitter und ging heftig im Zimmer auf und ab.

„Isa, wie könnte ich nur mein Gesicht entstellen, um Ihm nicht zu gleichen! Zu denken, daß ich die Frage mit mir herumtrage!“

„Bring's zu Ehren!“ sagte Isa.

Wolfgang lachte. „Das werde ich, auf meine Manier. Da, wo ich hingeh, brauche ich nicht zu hören: „Wie, Sie heißen so und so? Hat denn Ihr Herr Vater Sie nicht anerkannt, obgleich Sie ihm zum Verwechseln ähnlich sehen!“ Er lachte wieder.

„O lach' nicht!“ bat Isa.

„Besser lachen, als so kindisch weinen, Ist, aber Dein Gesicht, das mich so leidvoll ansah, das hat mich zum Weinen gebracht. Komm Isa, zieh' Mannskleider an und geh' mit mir!“

„Ich kann nicht, ich will den Leuten nicht Recht geben, die sagen, ich wäre so leichtsinnig wie meine Mutter!“

„Lebwohl, meine Jsi! Lebe wohl! Und derjenige von uns Beiden, der ein ganzes Jahr nicht schreibt, der ist dann todt, nicht wahr?“

„Der ist dann todt!“ sagte sie wie im Traume.

Noch einmal drückte er sie stürmisch an sich, und war fort in die Nacht hinaus.

Drei Tage nachher machte sich Jsa, von Unruhe getrieben, selbst auf den Weg nach der Post. Der Himmel war dunkel von bleigrauen Wolken, der Boden war hart gefroren.

Sie ging schnell dahin gegen den spitzen Wind, der langsam stärker wurde. Auf der Post fand sie zwei Briefe, einen aus Hamburg und einen aus einem unbekanntem Ort. Als sie wieder heraustrat, blies ihr der Wind in den Rücken und einzelne Schneeflocken jagten über den Boden dahin. Die Briefe in ihrer Tasche ließen ihr keine Ruhe. Sie griff hinein und zog den aus Hamburg zuerst heraus, der lautete: „Jetzt darfst Du's wissen: ich bin Matrose und segle übermorgen nach Java ab. Ich heiße Wolf Gang und in Java gleiche ich Niemand. Von dort schreibe ich wieder. Dein Bruder.“

„Ach wäre ich doch mit ihm gegangen!“ dachte Jsa.

Der Wind begann so heftig zu werden, daß er Jsa fast trug; dazu wurde das Schneetreiben dicht. Doch zog sie den andern Brief heraus, der klang also: „Mein Mann ist seit drei Tagen im Schuldthurm. Da habe

ich die Briefe eröffnet, die für ihn eingegangen sind. Der erste von Ihrer Hand war nur „Isa“ unterschrieben, der zweite: „Deine Frau, Luisa Rune“. Da nun Niemand das Recht hat, sich seine Frau zu nennen, als ich — als Beweis hier meinen Trauschein — so frage ich Sie, warum Sie sich so nennen? Sollten Sie, so wie ich, von ihm betrogen sein und er sich wirklich mit Ihnen haben trauen lassen, so entschließen Sie sich, was zu thun ist. Wir können ihn wegen Bigamie verklagen, dann wird er eingesperrt und ich bin mit drei kleinen Kindern dem Elend preisgegeben. Was sollen wir thun? Ich erwarte Ihre Antwort. Bertha Rune.“

Der Wind riß an dem Briefe und warf Isa gegen die Mauer ihres Hauses, an dem sie eben anlangte. Sie stand einige Minuten im Schneesturm, bevor sie zu Athem kommen, bevor sie den Haus Schlüssel in's Schlüsselloch bringen konnte. Endlich stand sie in ihrem kleinen Salon wie eine Fremde. „Drei kleine Kinder!“ sagte sie und drückte die Finger in die Schläfen, „drei kleine Kinder! die sollen nicht so unglücklich werden, wie — — —“

Ohne sich zu besinnen, schrieb sie an Bertha Rune, den Kindern zu Liebe werde sie verschwinden und ihre Spur verwischen. Geld schicke sie sofort. Dann schrieb sie an ihren Geschäftsmann und bat ihn, den Verkauf der Villa, sammt Möbeln, Pferden und Wagen zu besorgen und den Erlös an Frau von Rune in N. zu schicken. Dann telegraphirte sie ihrem Bruder: „Ich

reise mit Dir, Jsa," packte den Koffer, nahm Geld und etwas Schmuck und Tauffchein mit; den Trauschein verbrannte sie und die Gluth, wie sie vor dem Kamin kniete, hauchte auf Sekunden eine leise Röthe in ihr Antlitz. Dann stand sie in der Dämmerung und sah zum Fenster hinaus. Da glitt ein todtcs Blatt über die Schneefläche dahin und wurde vom Winde fortgewirbelt, in die düstere ferne.

„Das bin ich!" sagte Jsa.

Eben brachte der Diener die Lampe. Sie bestellte den Wagen, packte ihren Koffer, sagte, sie müsse verreisen und nahm noch eine Tasse Thee in ihrem Sessel. Sie hob die Augen und sah in den Spiegel gegenüber: „Selbstmordaugen! Coquette!" flüsterte sie und lächelte, „und doch werdet Ihr Beides sagen! Erst der Ruin, dann kommt der junge Mann Nachts zu mir und vier Tage später bin ich fortgefahrcn, Niemand weiß, wohin. Ganz die Mutter! nicht wahr, ganz die Mutter!" Sie lächelte. Ein-, zweimal tobte der Sturm gegen die Fenster. „Ja, ja, Du willst mich haben!" sagte Jsa. „Ich komme und Du wirst mich fortwirbeln, bis in einen ruhigen Hafen! — Wenigstens habe ich Niemand unglücklich gemacht — o Mutter, Mutter — könntest Du uns sehen!" — Der Wagen wurde gemeldet, Jsa sagte ihren Leuten kurz und freundlich Lebewohl, fuhr durch den brausenden Schneesturm nach dem Bahnhof und mit dem Courierzug in die Nacht hinein.

Ganz einfach.

Umriss.



Mein Mütterchen! Ich habe so viel geweint über Deinen Brief, daß meine Augen noch ganz dick sind. Ich glaube, ich habe die ganze Nacht geweint. O wie kannst Du nur sagen, ich hätte kein Vertrauen zu Dir, ich erzählte Dir gar Nichts, wenn ich doch vor Sehnsucht nach Dir vergehe! Aber siehst Du, Mutter, ich bin doch nicht mehr mein eigen und da hält immer etwas meine Hand zurück, wenn ich Dir schreiben will. Ich meine, ich begehe ein Unrecht, wenn ich Dir etwas schreibe, was Er nicht lesen soll, oder was aussehen könnte, als klagte ich ihn an. Ich denke immer, Du wirst ja garnicht begreifen, daß mir so Manches schwer wird; ich begreife es eigentlich selbst nicht.

Mein Vater war so edel und so vollkommen und hatte gar keinen Fehler und Ihr war't stets einer Meinung. Wie kann es nur sein, daß Menschen, die sich

lieb haben, nicht immer einer Meinung sind? Denn wir haben uns sehr lieb, gewiß Mutter, sehr lieb; aber selbst unsere Liebe ist verschieden. Selbst unsere Redeweise ist ganz verschieden, so daß, was der Eine natürlich findet, dem Andern sonderbar erscheint. Ich gebe mir alle Mühe, ihm an den Augen abzusehen, was ihn freut und was ihm angenehm ist; aber ich bin noch so ungeschickt. Ich kann sie noch nicht so gut lesen, wie die Deinen. Ich verstehe sie oft falsch, besonders vor fremden Leuten, und hernach werde ich gescholten für mein dummes Mißverstehen. Du weißt ja, Muttchen, ich habe das Schelten nie sehr gut vertragen können und Du hast oft viel Geduld mit mir gehabt. Nun möchte ich das um jeden Preis verbergen; er soll nicht ahnen, daß ich so empfindlich und reizbar bin; denn er lobt immer die Sanftmuth und die Fügsamkeit. Also schlucke ich Alles hinunter, aber dann werde ich so dumm ängstlich und schüchtern. Kannst Du Dir das vorstellen, Dein Kind schüchtern? Nicht wahr, es ist undenkbar! Ich sagte doch früher Alles, was mir durch den Kopf ging und die Leute lachten und freuten sich und das ganze Zimmer wurde lustig, wenn ich nur eintrat. Jetzt sehe ich immer erst nach Leo's Augen und wenn ich hineingesehen, werde ich erst recht unsicher und plaze mit der allergrößten Dummheit heraus. Ich kann Dich versichern, so albern war ich nie. Neulich hörte ich, wie zwei alte Damen mit einander von einer jungen Frau sprachen,

vielleicht von mir, ich bin nicht im Klaren darüber und, da sagte die Eine: „Ja, junge Frauen werden oft so still, wenn sie vorher noch so lebhaft waren!“ Ich dachte lange darüber nach; denn es waren Mehrere im Zimmer, die garnicht still waren, sondern laut lachten und einen ganzen Kreis von jungen Herren um sich versammelt hatten. Ich beneidete sie ordentlich um ihr Funken-
sprühen, denn ich weiß doch, daß ich das auch konnte; nur weiß es hier Niemand. Und ihren eigenen Männern antworteten sie ganz feck und schnippisch und die schienen das ganz allerliebste zu finden. Und Leo ging auch hin und lachte mit ihnen. Warum lacht er nur nie mit mir? Mir sagt er gleich: „Ach, sei doch nicht so kindisch!“ Und wirklich, die Anderen hatten garnicht besonders geschmeidet gesprochen. Sie waren auch nicht so sehr viel hübscher als ich; nur verstanden sie sich besser zu frisiren und mit dem Fächer zu spielen und mit einer gewissen Sicherheit um sich zu sehen. Ja, diese Sicherheit, wenn ich nur die wenigstens hätte. Wenn ich nur einmal denken könnte, daß ich nicht langweilig bin, daß es den Menschen Vergnügen macht, wenn ich mit ihnen spreche. Aber was soll ich sagen? Reisen habe ich wohl gemacht, aber sie haben sich auf ihren eigenen Reisen stets gelangweilt; wieviel weniger möchten sie von den meinigen hören. Was ich lese haben sie entweder auch gelesen und darüber gegähnt, oder sie lesen garnicht. Die alten Damen geben mir Haushaltungs-

rathschläge, oder was ich thun soll, um bald Kinder zu bekommen. „Wie, schon über ein Jahr verheirathet und noch keine Ausichten?“ und dann werde ich roth und verlegen und schaue mich im Kreise um, ob nicht Eine so recht, recht mütterlich aussieht, damit ich sie um Rath fragen und ihr mein Herz ausschütten könnte. Aber da ist Keine! Einmal frug mich Eine, ob ich kein Heimweh hätte. Ich nickte blos, denn ich konnte garnicht sprechen. Da fing sie gleich an, mir von sich zu erzählen und von ihrem Heimweh in der ersten Zeit der Ehe. Hernach frug mich Leo, was wir gesprochen. Ich sagte, sie habe mir von ihrer Jugendzeit erzählt. Leo runzelte die Stirn: „Das sollte sie wohl lieber bleiben lassen.“ Nun hatte sie mir wirklich gar Nichts Unpassendes gesagt. Was weiß ich von ihrer Vergangenheit. Leo muß viel Häßliches über viele Menschen wissen, denn er spricht so verächtlich von ihnen, besonders von den Frauen, daß es mir immer weh thut. Warum sucht er nur so viel ihre Gesellschaft auf, wenn er sie doch so sehr verachtet. Die Männer sind doch ganz anders wie wir. Sie verstehen so viele Sachen gar nicht. Zum Beispiel merken sie nicht, was uns verletzt und weh thut und finden alle Augenblicke etwas unpassend und unanständig. Und manchmal ist man so müde, so sterbensmüde, und das können die Männer nicht leiden, das macht sie ungeduldig und wenn man's verheimlichen will, macht sie's noch unge-

duldiger. Ich weiß nicht, sie finden es ganz einfach, verheirathet zu sein; für sie ändert sich Nichts, während sich für uns doch Alles, Alles ändert. Wir sind nicht einmal mehr dieselben Menschen wie vorher. Ach Mutter! Warum kann man nicht immer ein Mädchen sein! Ich muß lachen, wenn die Leute von Flitterwochen und Honigmonat reden und wenn die jungen Mädchen so begierig darauf sind! Daheim sind Flitterwochen, im Elternhause ist Honig und die Jahre sind wie Monate und wie Tage. Und wenn man verheirathet ist, sind die Tage wie Jahre! Du glaubst gar nicht, wie alt ich mich fühle, nein so alt! Ich wundere mich, daß ich noch keine Falte und kein weißes Haar habe, so alt fühle ich mich. Ich möchte so gern wieder so lustig sein wie früher; weißt Du noch, Muttmchen, so arg lustig, so zum Uebertische- und Bänkespringen, zum Stelzenlaufen. Denke Dir nur, wenn mir die Stelzen einfallen, so kommen mir die Thränen in die Augen, als wenn sie lebendige Freunde wären. Ich habe Leo noch nie erzählt, daß ich auf Stelzen laufen kann, denn was würde er sagen. Ich denke jetzt bei Allem: Was wird er nur sagen! und dann werde ich still und dann langweilt er sich, denn ich sehe, daß er gähnt und die Zeitung nimmt. Und dann habe ich natürlich schon dicke Thränen in den Augen und sage mir selbst die größten Grobheiten. Muttmchen, was spricht man nur mit den Männern? Du und der

Vater, Ihr habt doch immer so ungeheuer viel zusammen gesprochen und der Vater hat nie gegähnt und die Zeitung genommen, außer wenn es Zeitungsstunde war. Ich habe aber Leo schon die Zeitung nehmen sehen, die er am Morgen ganz durchgelesen hatte. Wie er fort war, habe ich gesucht, was er könnte wiedergelesen haben, da war es eine langweilige Rede über Eingangszölle. Nein, wie habe ich geweint! — Warum interessiert es ihn, wenn andere Frauen ihm von sich erzählen und warum gähnt er, wenn ich von mir spreche? Ich bin auch zu empfindlich, nicht wahr? Aber Du hast mich so verwöhnt, Muttchen! Weißt Du noch, wenn ich Abends am Kamin kniete vor Dir und mit Deinen zarten Fingerchen spielte und Dir erzählte und erzählte, und Du mir erzähltest und erzähltest? O Muttchen, wie waren wir doch so glücklich mit einander! Wenn ich von Dir träume, dann ist immer mein Kissen ganz naß. Im Traume frage ich Dich auch so oft um Rath, aber wenn Du mir antworten willst, erwache ich und ich habe Nichts gehört. — Und am Tage bin ich so viel allein. Ich bin das auch noch gar nicht gewöhnt. Natürlich freut sich Leo, wenn ich mich so sehr nach ihm gesehnt habe und zwanzig Male an die Thür gelaufen bin, ob er noch nicht kommt. Aber er denkt nicht, wie lang der Tag ist, wenn man auch noch so fleißig ist und sich noch so viele Mühe giebt mit der Haushaltung. Jede Stunde ist so lang wie zwölf

Stunden, wenn man Alles zwanzig Mal recapitulirt, was man dumm gemacht und verfehlt hat und sich selber die ganze Zeit zankt, bis man übel wird. Die letzte Zeit werde ich nämlich immer übel, wenn ich so etwas denke. Das ist doch ganz unleidlich, aber so übel, so ganz entsetzlich übel! Ich sage ihm natürlich Nichts davon, sonst wird er sagen: „Frauen“ und „Nerven“ und „Launen“, und alle die häßlichen Worte, die ich früher nie kannte. Sage Du, Mutter, habe ich jemals Nerven und Launen gehabt? Dein lustig, rothbackig Suschen Launen! Ich habe mich sehr ernstlich geprüft, aber ich finde keine; nur eine Angst habe ich, eine unnennbare Angst, die gar keine Worte beschreiben können! Meine Hände werden so mager und mein Gesicht so schmal und blaß, sogar blaß kann ich sein. Wirklich, ich denke oft, ich habe eine ernste Krankheit, Magenkrebs oder Schwindsucht oder sonst etwas fürchterliches und dann muß ich sterben und nie wird Leo wissen, wie lieb ich ihn gehabt habe; denn ich habe es ihm nie recht beweisen können und ihn auch gar nicht glücklich gemacht. — Und dann hat er keine Frau und kein Kind und ist wieder so allein wie zuvor der arme, arme Leo! Mir thut das Herz ganz weh, wenn ich daran denke, besonders, daß er nie wissen wird, wie glücklich er hätte sein können, wenn er meine Liebe mehr begehrt hätte! Ich dachte, ich würde ihn ganz einhüllen in meine Liebe; aber er will das gar nicht; er ist gar nicht gern so zärtlich

und weich. Und so mache ich mich ganz hart und dann sind wir gerade wie zwei gute Kameraden, nur daß der Eine immer draußen ist und der Andere allein zu Hause, und daß Keiner weiß, was der Andere eigentlich denkt. Manchmal meine ich, es wäre besser gewesen, ich wäre herausgefahren, so wie früher, und hätte ihm widersprochen, ganz scharf und spitz. Dann wäre er ärgerlich geworden, aber er hätte sich doch nicht gelangweilt. Aber ich hatte ein Grausen und Entsetzen vor Streit in der Ehe, ich hatte mir geschworen, es sollte nie ein Wölkchen die unserige trüben und nun bin ich von meinem eigenen blauen Himmel erdrückt und ersticke vor Sonne und Staub. Ein paar Wolken wären am Ende viel besser. Nun aber ist es zu spät. Es hat so lange nicht geregnet, daß sich gar keine Wolken sammeln können! Wenn er etwas sagt, das mich furchtbar ärgert, so lächle ich ganz freundlich und sage kein Wort und bin dann so ungeheuer stolz auf meine Selbstbeherrschung und dabei kommt es mir vor, als reizte es ihn, daß ich mich nicht ärgern will. Ich bin so gehorsam, so lächerlich gehorsam, wie ich's mir vor dem Altar geschworen hatte. Wenn er etwas befiehlt, so thue ich es gleich, außer wenn ich es vergesse und ich weiß gar nicht, wie das kommt, in der letzten Zeit werde ich auch so vergeßlich. Wirklich, ich habe nur lauter Fehler. Wie konntest Du es nur mit mir aushalten, Mutter! Du warst eben meine Mutter

und nicht mein Mann und darum fand'st Du Alles ganz natürlich, weil Du mich auch von klein auf gekannt hast. Ich war ihm vor einem Jahre ja noch ganz fremd; er wußte nicht einmal, daß ich auf der Welt sei. Warum hat er eigentlich gemeint, daß er mich lieb hat? Er hat sich auch hierin geirrt, wie in allem Andern! Wenn er schläft, sehe ich ihn oft lange an; denn dann sind die Augen zu, vor denen ich mich leider fürchte und dann sage ich ganz leise: Du armer, armer Mann! wenn ich Dich nur wieder von mir befreien könnte, wenn ich nur auf einmal verschwinden könnte und gar nicht mehr da sein, damit Du wieder frei wärst und mit einer Andern glücklich! Ach Mutter, ich habe mir schon so sehr den Tod gewünscht! Denke Dir Dein lustiges Suschen, das sterben möchte! Ist das nicht zum Todt-lachen? Aber lache nicht, Mutichen, es ist ganz wirklich wahr. Ich bin ja dann eine Enttäuschung für Jedermann, auch für Dich; denn Du hast mich so gut erzogen, damit ich eine ausgezeichnete Frau würde, ein Muster von einer Ehefrau, sowie Du Eines warst! Wie mag es Dir nur im Anfang gewesen sein? Wußtest Du denn nicht, daß es so schwer ist? Und warum hast Du mir Nichts, gar Nichts gesagt von all den vielen, vielen schrecklichen Sachen, die man erdulden muß? O Mutter! ich möchte mein Gesicht tief in die Falten Deines Kleides stecken, wo es so gut warm ist und nach Dir duftet! Nein, wenn ich nur an den Duft von

Deinen Sachen denke, ist mir's, als müßte ich vor Sehnsucht zerspringen. Was würde Leo sagen, wenn er das wüßte; er würde denken, ich hätte ihn gar nicht lieb. Du hast doch auch Heimweh gehabt, was that'st Du denn da, wenn Du Heimweh hattest? Ich beiße manchmal in's Schnupstuch und stampfe mit den Füßen und schlucke und schlucke den dicken Ball in meinem Halse, der nicht hinuntergehen will. Und dann kann ich mein hübsches Haus gar nicht leiden und die Aussicht vor dem Fenster bringt mich außer mir; dann mache ich immer alle Vorhänge zu. Wenn dann Leo hereinkommt, sagt er: „Pfui, wie dunkel!“ und macht Alles auf und dann kommt das kalte graue Licht herein, von derselben Straße auf dieselben Sachen, so öde und langweilig. Ich aber sage ganz freundlich: „Hattest Du heute viel zu thun?“ Das ist doch gewiß eine ganz natürliche und harmlose Frage; aber Leo sagt: „Nichts, das Dich interessiren könnte!“ und geht hinaus oder nimmt ein Buch und ich stehe da und sehe ihn an, bis er sagt: „Hast Du denn gar Nichts zu thun?“ Natürlich habe ich zu thun, immer, wenn er nicht da ist. Wenn er aber heimkommt, sehe ich nur ihn und habe keine Ruhe mehr zu etwas Anderem. Ist das unrecht, Muttchen? Lehre mir doch, wie man es machen muß. Ach ich will ja so gern eine gute Frau sein! Vielleicht bin ich auch nur so dumm und warte immer auf etwas, das ich mir so gedacht habe und das nun

ganz anders ist, als ich es mir dachte. Ich weiß aber eigentlich nicht, wie es in meinem Kopfe war, denn ich hatte noch gar nie an's Heirathen gedacht, es war so weit fort. Und dann war es plötzlich so nahe und hat mich so benommen! Gewiß, Mutter, ich war noch gar nicht reif dafür, eine Frau zu sein; ich hätte noch warten sollen oder gar nicht heirathen. Vielleicht machen mich meine besonderen Fehler unfähig, eine gute Ehefrau zu sein. Du hättest mir das sagen sollen oder wußtest Du es selber nicht? Ach wieviel möchte ich Dich fragen, ganz leise, wenn es ganz dunkel ist im Zimmer, mit meinem Kopf an Deiner Brust, das ich denn doch nicht sagen würde, sondern Du würdest es errathen. Mein Muttchen, mein Muttchen! Wie weit bist Du von mir. Ich möchte mich auf Deinem Schooß zusammenschließen wie ein Käzchen und einschlafen und fortschlafen viele Wochen lang. Soll ich Dich denn im Leben niemals wiedersehen? Du hast mir so viel gesagt, was gut war und was ich treulich befolge, aber was Du mir nicht gesagt hast, das verwirrt mich jetzt und darum paßt auch Nichts mehr zusammen. Ich glaube, die Ehe ist ein großes Geduldspiel; es hat viele hundert und hundert winzig kleine Stücke und wenn Eines nicht paßt, so kann man sich quälen Jahre lang und das Bild kommt nicht zu Stande, das doch so einfach aussieht, wenn es fertig daliegt. — Wie oft glaube ich, das rechte Stückchen in der Hand zu halten und wenn

ich es freudig einpaßen will, so stimmt es gerade nicht und ich werfe es verzweifelt fort und probire es in langer Zeit nicht wieder, vielleicht zu lange nicht und veräume dadurch von Neuem den richtigen Augenblick. Ich hatte Dir nie, nie, nie das Alles schreiben wollen, aber da kam der Vorwurf in Deinem Briefe, und das war zu viel, das konnte ich nicht ertragen. Nein, wie habe ich geweint und eigentlich weine ich noch immer. Ich habe schon mehrmals die Augen gebadet, seit ich schreibe, aus Furcht, Leo könnte die Thränen Spuren sehen und was sage ich dann. Er hat sie bis jetzt noch nie gesehen; ich war immer so gewandt. Diesmal war es aber zu arg, zu alle dem Kummer einen Vorwurf von Dir. Es war gerade, als wiesest Du mich auch von Dir und dann hätte ich ja Niemand, Niemand mehr! Wenn ich dann den Brief fortgeschickt haben werde, dann wird mein Gewissen mich von Neuem quälen, als hätte ich an Leo ein Unrecht begangen. Denn nun wirst Du Gott weiß was von ihm denken, als wäre er ein Brummbär und böse, und als hätte ich ihn gar nicht mehr lieb. Aber ich reiße mir ja das Herz aus für ihn und möchte todt sein, damit er glücklich wird. Mehr kann man doch nicht lieb haben! Vielleicht wenn ich so lustig sein könnte wie früher, dann würde er es auch. Warum kann ich denn gar nicht mehr lustig sein? Es geht rein nicht; es ist immer wie ein falscher Accord, wenn ich's versuche und wenn ich lache, so

möchte ich weinen. Er ist doch sehr, sehr gut und Jedermann schätzt mich glücklich, solch' einen Mann zu haben und ich auch, ich schätze mich glücklich, zumal wenn ich andere Männer sehe, so fade, so einfältig, so nichts sagend — zum Davonlaufen, nicht Einer, mit dem ich Leo ein bischen eifersüchtig machen kann; denn es wird mir gleich schlecht, wenn ich mit Solchen spreche und ich laufe davon. Leo ist viel zu sicher, läßt mich im Salon allein und sieht gar nicht nach mir. Ich möchte, ich wäre ein bischen foquett und machte ihm ein ganz klein wenig Angst, dann würde er sich nicht mehr langweilen. Aber — es geht nicht. Siehst Du, Muttchen, es geht nicht. Ich ekle mich vor mir selber! Nicht einmal in den Spiegel sehe ich gern und wenn andere Leute mich arg ansehen, so schäme ich mich, als hätte ich keine Kleider an oder als hätte ich etwas Unpassendes gethan. Ich kann nicht foquettiren, Mutter! Ich kann mich nicht so erniedrigen, selbst für ihn nicht. Es wäre auch vielleicht ein Fehler; denn wenn er mich so nicht lieb hat, wie ich bin, dann wird er ein Scheinwesen noch weniger lieben können. Was ist es nur? Was soll ich nur thun? Wie ist es nur möglich, mit so redlichem Willen so in die Irre zu gehen! Und es giebt Niemand, den ich um Rath fragen könnte oder möchte, Niemand. Die Jungen denken an andere Sachen und die Alten lächeln und haben ihre Jugend vergessen und finden Alles reizend und allerliebft. Ich

glaube, sie sehnen sich nach den Kämpfen und Leiden zurück, die sie nicht mehr fühlen können. Und ich wünschte, ich wäre so alt, so alt und die ganze Qual wäre vorüber. Denn wenn ich alt wäre, dann wüßte ich Alles ganz genau und kämpfte nicht mehr gegen unentwirrbare Räthsel; dann wäre ich so still und friedlich wie Du, Mutter, und brauchte die Ruhe nicht zu heucheln, während es in mir stürmt und tobt. Und ich bin erst am Anfang, was soll nur später daraus werden! Wenn ich mir denke, mein ganzes Leben so leben zu sollen, wie dies eine Jahr, dann möchte ich verzweifeln! Nein, Mutter, das kann nicht sein! Manchmal möchte ich ganz unerhörte Dinge thun, nur um mir Luft zu machen, mich von dem Druck zu befreien. Ich bin doch nie gern in die Welt gegangen, aber nun möchte ich tanzen, tanzen, tanzen bis ich nicht mehr könnte. Wenn ich nur in die Berge laufen könnte, mich auf die Erde, in's Laub werfen und schreien. Aber hier giebt es keine Berge und kein Laub, sondern nur Straßen und Chaussees und Menschen überall. Ich kann die vielen Menschen nicht leiden und doch bin ich über jeden Besuch froh, nur um nicht mit Leo allein zu sein, denke Dir nur, Muttdchen, so weit ist es schon gekommen und was konnte ich mir Süßeres denken, als mit Leo allein zu sein! Ich wollte nur ihn sehen, nur ihn haben und sonst Niemand. Wenn ich aber so langweilig bin, was soll ich machen? — Ach Mutter, mein eigen, einzig

lieb gut Muttchen! Daß ich Dir so großen Kummer mache, Dir das Alles zu schreiben! Du hast selber die Schleusen geöffnet und nun strömt Alles hinaus, was ich so lange und ängstlich verschlossen. Muttchen, mein Muttchen! Ach, wäre ich noch bei Dir! — Ich lasse meinen Brief aber noch zwei Tage liegen, und wenn ich bis dahin vernünftiger werde, so wird er verbrannt und ich schreibe Dir wieder einen, sowie alle die früheren, die Leo nun nicht mehr liest, weil nie etwas darin steht und sie so langweilig sind. Und ich war so unglücklich, daß er sie las und jetzt bin ich noch unglücklicher, daß er sie nicht mehr liest; denn darin sehe ich, wie gleichgültig ich ihm geworden bin. Ich wage nicht einmal, meinen Brief zu überlesen, Du mußt schon verzeihen, wenn er recht schlecht und unordentlich geschrieben ist; aber wenn ich ihn überlese, so schicke ich ihn nie fort, dann schäme ich mich zu sehr. —

Nein, Mutter, wenn Du wüßtest, was mir geschehen ist, und wie mir sich Alles verändert hat in den wenigen Tagen, seit ich dies Alles geschrieben. O Muttchen, Muttchen! — Doch ich will ordentlich erzählen.

Ich hatte also diesen Brief verfaßt und höre plötzlich Leo kommen; geschwind den Brief in die Schublade; sie ganz zuzumachen, dazu war keine Zeit und fort, in's Schlafzimmer, zum zwanzigsten Mal die

Augen zu waschen. Wie ich aufsehe, um mein Gesicht zu trocknen, steht Leo ganz ruhig an der Thür und sieht mir zu: „Was machst Du denn da? Bist Du noch nicht rein genug?“ „O ja! (ich lachte) ich — — ich habe nur so Kopfsweh und mir ist gar nicht wohl und da — und da wollte ich mich nur erfrischen.“ „Ach so!“ sagte er und ging fort. Weiter Nichts, wie „Ach so!“ und was that ich? Ich fing von Neuem an zu weinen, aber so schrecklich und merkte gar nicht, daß es schon längst Essenszeit sei. Als es mir endlich einfiel, wollte ich schnell hinunter; da kam mir schon das Mädchen entgegen, der gnädige Herr habe nur ein paar Löffel Suppe genommen und sei ausgegangen; er habe sehr eilige Geschäfte und die gnädige Frau sei sehr unwohl und würde wohl nicht essen. Ich aber war sehr hungrig und ganz schwach, wollte aber natürlich Leo nicht blamiren und sage: „Ach ja! ich habe schrecklich Kopfsweh! Wenn Sie mir etwas hierher bringen könnten — man sagt, vom Essen wird manchmal das Kopfsweh besser!“ Und trotz alle dem Kummer aß ich wirklich sehr viel, es war ordentlich unanständig. Aber ich bin jetzt immer so hungrig und denke so viel an gute Speisen, die ich gern hätte, gerade wenn ich am übelsten bin. Wirklich, ich hätte doch allen Grund, über mich selbst besorgt zu sein, nun auch noch so gierig. Wo blieb alle Deine gute Erziehung! — Wie ich etwas im Magen hatte, war das unleidliche Weinen vergangen, aber ich

war so traurig, nein so traurig; ich dachte, mein Brief sei doch noch gar Nichts gegen meine Sterbenstraurigkeit. Ich wollte ihn aber nicht mehr ansehen, um mir das Herz nicht noch schwerer zu machen. Doch fiel mir ein, daß ich die Schublade nicht verschlossen. Ich eilte zum Schreibtisch, die Schublade war noch halb auf; ich will sie schnell schließen, da kommt es mir vor, als sähe ich die weißen Bogen nicht mehr. Ich reiße sie auf und fange an zu suchen — Nichts, in der Schreibmappe Nichts, in allen großen und kleinen Schubladen — Nichts, sogar im Papierkorb — keine Spur! Ich war so benommen, daß ich mich mit einem Mal gar nicht mehr erinnern konnte, wo ich ihn hingelegt — denke Dir, solch' einen Brief, den ersten und einzigen, der nie herumfahren und verloren gehen durfte! Ich suchte auf der Erde, unter dem Teppich, ich steckte meine Hand unter das Sopha hinunter und in die kleinen Sesselfchen, ich hob sogar die Blumentöpfe auf; endlich war ich so erschöpft, daß ich auf die Coucheuse fiel und ganz fest einschlief. Ich muß wohl viele Stunden geschlafen haben, denn als ich erwachte, war es ganz dämmerig und da bewegt sich etwas, so daß ich fast erschrak. Es war Leo: „Herr Gott! bist Du schon lange hier? Und hast noch gar Nichts gegessen! Warum hast Du mich nicht geweckt?“

„Ist Dein Kopfsweh besser?“ frug er mich. Es war so ein sonderbarer Klang in seiner Stimme. Ich mußte

ihn durchaus sehen, aber es wurde immer dunkler. „Wo warst Du nur so lange?“ „Ich hatte sehr, sehr wichtige Papiere durchzusehen!“ In dem Augenblick wurde die Lampe gebracht und da sah ich sein Gesicht. Ich sprang auf, sagte aber Nichts, sondern wandte mich zu dem Diener und gab Befehle für das Abendessen und den Thee. Er ging hinaus. Da fiel mir mein Brief wieder ein und ich schielte nach dem Schreibtisch. „Suchst Du etwas?“ sagte Leo. „Ach Gott! ja, ich habe der Mutter geschrieben und nun finde ich meinen Brief nicht und wenn er auch weder wichtig noch interessant ist, so wäre es mir doch sehr unangenehm, wenn er verloren wäre!“ „Besonders, wenn man bedenkt, in welche Hände dieser unwichtige, uninteressante Brief verloren sein könnte!“ Und indem er das sagt, macht er den Rock ein wenig auseinander und aus der Brusttasche gucken die Ecken der verhängnißvollen Papiere heraus! Ich dachte, mich trifft der Schlag. Ich sagte nur: „Ach!“ und ließ das Gesicht in die Hände fallen. So standen wir sehr lange, wenigstens mir kam es sehr lange vor; denn er sagte Nichts. Und ich stand und wartete, wie ein Kind auf die Schläge. Weil er aber immer noch still war, so hob ich langsam den Kopf und sah ihn an und er sah mich auch an und es blitzte so schelmisch um seine Augen, daß ich auf einmal hell auflachte und er lachte auch und wir lachten ganz ungeheuer, so wie noch nie, bis er die Arme ausbreitete

und ich hineinfiel und da hätte ich beinahe wieder geweint. Er aber neckte mich immerfort, so daß ich nicht aufhören konnte zu lachen, bis ich ruhiger wurde. Dann wurde er mit einem Mal ganz sanft, setzte sich hin, nahm mich auf den Schooß und sagte ganz leise: „Verzeih' mir! Ich will's nie wieder thun!“ Ich war so erschrocken, ich wollte ihm die Hand küssen. Er aber hielt mich ganz, ganz fest und sagte: „Also sterben wolltest Du für mich, und hattest nicht soviel Selbstüberwindung, mir zu sagen, was Dir fehlte? Bin ich denn solch ein schrecklicher Mensch? Und wenn ich den Brief nicht gefunden hätte, — weißt Du, Suschen, dann wäre es immer schlimmer mit uns geworden, dann hätte ich Dich täglich weniger enträthseln können und Du mich, blos weil Du nicht ganz wahr gewesen bist! Wir Männer sind doch nicht so große Tölpel, wie Du es glaubst. Ich habe mich seit Monaten gequält, warum ich Dich nicht glücklich machen kann und wenn ich eine Mutter gehabt hätte, so hätte ich vielleicht nicht so standhaft gezögert, sie um Rath zu fragen!“ Und so sprach er fort und fort und küßte mich und ich lag ganz still auf seinem Schooß und seufzte vor Freude, und dann wollte ich den Brief haben und wir kämpften drum, mit vielen Küßchen und Lachen und endlich wurde er wieder ganz ernst und sagte: „Du sollst den Brief Deiner Mutter schicken und künftig, wenn Du wieder nicht den Muth hast, zu sprechen, dann schreibe

Deiner Mutter und laß den Brief nur liegen. Ich werde immer suchen, ihn rechtzeitig zu finden. Wenn Du aber zu großes Heimweh hast, dann wollen wir zur Mutter fahren, aber langsam, in kleinen Tagereisen, damit wir unsern Prinzen nicht schütteln, oder giebt es eine Prinzessin?" Denke Dir, Muttchen, das sagte er! Ich hatte auf einmal gar nicht mehr so furchtbar Heimweh, aber vielleicht kommen wir doch! Glaubst Du auch an einen Prinzen?

Dein

Suschen.

H ö h n.

Holzschritt.



Frosi war doch ganz gewiß das allerschönste Mädchen am Oberrhein; in Dorf Pfäffers war man stolz, sie zu besitzen. Aber auch ihr Bursch war so schön wie ein Christus und so hoch gewachsen wie eine Tanne und wer sie hätte Sonntags auf dem schmalen Wege nach der Taminaschlucht heruntersteigen sehen, der hätte seine Freude gehabt an den zwei glückseligen jungen Menschen. Das ist ein gefährlicher Weg dort hinunter, steil und glatt und wenn man im Dorfe munkelte, die Frosi sei unter der Führung des Matthes zu Fall gekommen, so war nur die Steile und Glätte des Weges daran Schuld, den sie so oft miteinander einschlugen. Der Matthes hatte aber auch gar zu schöne, schwermüthige Augen und wenn man immer da hineinsah, statt des Weges zu achten, so konnte einem wohl ein Unglück passiren. Die andern Mädchen rümpften

ihre Näschen und meinten, sie hätten den Matthes gar nicht haben wollen, er bilde sich was ein auf seine Schönheit und auf seinen Reichthum und sei ein weicher, wächserner Kerl. Der Matthes lächelte nur und Frofi zog die dunkeln Brauen zusammen, biß die Zähne auf einander und murmelte etwas von sauern Trauben. Wenn Frofi zornig wurde, so krümmte sich das Haar auf der linken Stirnseite zu einer kleinen, dicken Locke, die sich nicht glätten ließ, sowie die glänzenden braunen Zöpfe, die ihr feines Köpfchen auf dem schlanken Halse krönten. Ihre Augen waren dunkelgrau mit schwarzen Wimpern und lagen tief unter den Brauen; die Nase war klein und leicht gebogen, die Haut dunkel und warmtönig. „Du hast Gletschereis in den Augen und den Föhn auf der Wange!“ hatte ihr Matthes gesagt, indem er sie mit seinen träumerischen Augen wie trunken anblickte und wie ihr dunkle Bluth in das Antlitz schoß, fühlte sie ein Frösteln und Schauern von der Herzgrube bis in den Rücken, gerade wie auf der Schaukel. — Bald darauf war die Hochzeit, solch eine schöne Hochzeit, mit Allem was dazu gehört und die Gesichter waren so leuchtend, wie die sieben Kurfürsten bei Sonnenuntergang. Die Burschen schrieen und lärnten, aber im Stillen waren sie alle neidisch auf den Matthes, dem die vielumworbene Frofi, die kalte, stolze Frofi wie eine reife Frucht in den Mund gefallen war, ohne daß er sich besondere Mühe gegeben.

Natürlich waren sie vergnügt zusammen, wie die Turteltauben, Alles ging ihnen nach Wunsch. Das glaub' ich, wenn man reich ist und hat eine schöne Frau, da soll's einem wohl gut gehen. Es war ein schöner Sommer und als die Trauben reif waren, da schien die Sonne noch so warm, als könnte es gar nicht Herbst sein, und als wären die Blätter aus Versehen gelb geworden. Da war wieder eine Hochzeit. Matthes hatte sich schön geschmückt und Frofi zupfte noch hier und dort an ihm herum. Sie wollte nicht gehen; sie ging gar nicht mehr gern unter die Leute. Zu Hause war es gar zu schön und sie kam jedesmal verdrießlich heim, wenn sie die Leute und ihr dummes Geschwätz mit angehört hatte. Die silberne Pfeife hatte sie ihm in die Tasche gesteckt; da nahm Matthes Pistole und Pulverhorn vom Nagel. „Ach laß' das doch!“ bat Frofi. „Was fällt Dir ein? eine Hochzeit und kein Schießen?“ „Mir zu Liebe, ich bin so ängstlich heute!“ „Aber da würden die Burschen lachen und sagen: „Guck! der Frofi ihr Matthes darf kein Pulver mehr anfassen! es könnte knallen!“ Frofi's Augen blitzten: „Laß' sie schwätzen!“

„Ja, ich laß' sie schwätzen, aber schießen will ich!“ „Es giebt noch ein Unglück!“ „Ich bin doch kein Kind, Frofi, bin Gamsjäger und hab' schon geschossen, wie Du noch am ABC warst!“ „Meine erste Bitte, Matthes, und so bist Du!“ „Ja, ich bin so; denn ich laß' mich

nicht gängeln, selbst von Dir nicht!" Und so hatten sie sich in Unfrieden getrennt. Frosi fühlte wohl einen feuchten Schleier vor den Augen, wie sie ihm nachsah; sie fuhr zornig mit der Hand durch die langen Wimpern, biß die Unterlippe und ging in die Küche. Er hatte sich nicht einmal nach ihr umgesehen. Der Tag war lang und still. Endlich fingen die Abendshatten an, sich blau und feucht in das Thal zu senken; vom Rhein herauf stieg der Nebel über das Steingeröll, lagerte sich auf die üppigen Matten, von denen die Kuhglocken heraufschollen, die sich nach allen Richtungen entfernten, während die Berge in purpurner Gluth dastanden. Und in der Abendgluth stand die junge Frau und schaute starren Blicks auf einen schweigsamen Zug, der sich aus dem Schatten ins Licht heraufbewegte, die Straße entlang. Die Männer trugen etwas Zugedecktes. Ein Knabe lief voran, gerade auf Frosi zu: „Erschreckt Euch nicht, Frau, aber der Matthes hat einen Schuß im Gesicht; es ist nicht schlimm, blos Pulver; der Berndt hat ihn gestoßen und da ist ihm die ganze Ladung ins Gesicht gegangen." Frosi hatte nach der Brust gegriffen und nach Luft gerungen; jetzt ballte sie die Faust und der gewaltige Zorn gab ihr die Besinnung wieder. Sie theilte den Zug und warf sich über die Bahre: „Matthes! mein Matthes!" aber es kam keine Antwort. „Er ist todt!" schrie sie. Da kam ein Ton unter den Hüllen hervor, wie leises Stöhnen. „Nein, er ist nicht todt!" sagten die Männer,

„er kann blos nicht sprechen; er hat sich den Mund zer-
schossen.“ Endlich lag er auf dem Bette und Jemand
half frofi, Matthes auskleiden. Auch hatten sie das
feuchte Tuch gewechselt und frofi war vor dem Anblick
zurückgebebt, obgleich sie nicht das ganze Unheil ermessen
konnte. Der Arzt mußte ihr erst sagen, daß beide Augen
ausgeschossen seien. Die Lider, Brauen, Alles war fort,
die Nase, der Mund unkenntlich. Aber frofi hatte Stahl
auch im Herzen, nicht bloß in den Augen. Sie jammerte
nicht; sie begriff, daß die äußerste Ruhe nöthig und daß
es für sie nur Eins gäbe: Matthes am Leben erhalten!
In der langen Nachtwache standen Schreckbilder von
einem für ewig Erblindeten vor ihr auf, dessen Weib
sie sei und ihr war es, als sei das Unglück nicht mög-
lich, nur das nicht, nur das Eine nicht. Ihr, der blühend
Gesunden, war Krankheit, Tod, Verstümmelung von jeher
entsetzlich gewesen. Sie hatte gemeint, das könne man
nicht ertragen. Und nun war es da und sie saß in ihrer
ersten Nachtwache bei ihrem verstümmelten Mann, der nicht
einmal lallen konnte und sich, wie ein Ertrinkender, an
ihrer Hand festhielt. Wer beschreibt die langen Wochen,
die zu Monaten anwuchsen, in denen frofi zuerst nicht aus
den Kleidern kam und dann auf einer Decke vor dem
Bette schlief; wie sie die leiseste Handbewegung und
endlich die undeutlichen Worte verstehen lernte, die
Matthes murmelte. Arzt und Pfarrer und bald auch
das ganze Dorf bewunderten und achteten die helden-

müthige Frofi, die mit grenzenloser Selbstverleugnung sich dieser schweren Pflege unterzog, mit unermüdlicher Geduld ihren Kranken tröstete und errieth und wieder tröstete, wenn er sich nicht verständlich machen konnte und darüber in ungeduldiges Weinen ausbrach wie ein Kind. Endlich konnte er wieder sprechen; aber der Anblick von den leeren Augenhöhlen, dem aufgedunsenen Gesicht mit der halbzerschossenen Nase, den unförmlichen Lippen, den schwarzen Pünktchen, die die ganze Haut durchzogen, war so entsetzlich, daß Frofi manchmal die Augen schloß, um ihn nicht zu sehen und um sich sein Bild ins Gedächtniß zurückzurufen. Seine Hülflosigkeit war ihr auch so fürchterlich. Morgens setzte sie ihn an's Fenster in die Sonne, in die er ganz gerade hineinsah. Draußen flimmerte und glitzerte der tiefe Schnee und krachte unter den seltenen Schritten, nach denen Matthes horchte. Dann wollte er immer wissen, wer dort vorübergegangen sei. Alles wollte er wissen. Er war so neugierig, und sie sollte auch nicht so thätig in der Wirthschaft sein, sondern bei ihm in der Stube sitzen, meinerwegen mit dem Spinnrad, obgleich ihn das verhinderte, Alles zu hören und sie es deshalb oft einstellen mußte. Sie that ihm allen seinen Willen und wurde auch ihr Mund ernst, ihr Auge düster und die Wange bleich, so lag keine Härte in der Stimme, mit der sie hundertmal auf dieselbe Frage antwortete. „Küß' mich doch!“ sagte er eines Tages; sie stand auf

und berührte sanft seine Stirn. „Ach! das ist kein Kuß!“ sagte er, umschlang sie fest, zog sie zu sich herunter und drückte einen langen Kuß auf ihre Lippen. Etwas, das sie noch nie gefühlt, überkam die junge Frau; es war Schauder, Grausen, Widerwillen, Ekel, Alles auf einmal, etwas Ungeheuerliches, über das sie sich keine Rechenschaft zu geben vermochte. Sie machte sich fast unsanft von ihm los und lief hinaus, in den Schnee. Sie strich den eisigen, glitzernden Zucker von den Weinranken und den Berberitzensträuchern und schlürfte ihn begierig, sie brach einen Eiszapfen vom Nebengang ihres Gärtchens und zerbiß ihn krachend zwischen ihren starken Zähnen. Sie hatte so heiß, sie wäre gerne noch lange draußen geblieben; aber da hörte sie Matthes rufen. Als sie eintrat, wandte er sein Gesicht ihr zu und von Neuem fühlte sie das Grausen vor seinem Anblick. Was war es nur? Er sah doch nicht anders aus wie alle Tage. „Ist es draußen schön?“ sagte er. „Ach wie gern wär' ich da draußen im Schnee!“ „Was Du auch für Zeug red'st!“ antwortete sie, „es ist ja viel zu kalt, Du bekämst gleich Schmerzen!“ „Als wenn ich in der heißen Stube keine hätte! Es ist so wie so immer zu heiß hier und davon habe ich immer den heißen Kopf!“ Frost machte am entfernteren Ende des Zimmers ein halbes Fenster auf und der eindringende Luftstrom spielte mit ihrem Hauch. „Ach!“ sagte Matthes, „nur nicht gleich das Fenster auf-

reißen, es ist zu kalt! Du bist auch immer zu hastig!" Wie war es nur, daß ihr das Alles heute, auf einmal, so unerträglich war? Er war doch schon längst so kritisch und schwer zu behandeln und sie hatte immer Geduld gehabt, wie mit einem Kinde. Heute aber stieg die erste Ungeduld in ihr auf. Sie schalt sich, aber es war doch so und sie war viel zu ehrlich, um sich nicht zu sagen, daß es so war. Nur das Warum blieb ihr ein Räthsel. Sie dachte: Morgen wird's besser! — Aber es wurde nicht besser. Er wurde immer reizbarer und dazwischen immer zärtlicher und ärgerlich, wenn sie sich ihm entzog. „Wenn er wüßte, wie er aussieht, so würde er mich gehen lassen!" dachte sie. Sie hoffte, in der Nacht würde sie den Anblick vergessen und sein Bild würde vor ihr auftauchen, sowie sie ihn gekannt und während seiner Krankheit stets im Geiste gesehen, mit einer heimlichen, uneingestandenen Hoffnung, er könne wieder so werden. Aber es war fürchterlich; die Nächte brachten nur noch grauigere Bilder, sie sah ihn noch viel abschreckender, so daß sie sich fast fürchtete. Die Gewohnheit zu wachen, hatte ihren gesunden Schlaf verschleucht, und Matthes, der durch sein unthätiges Leben keinen Schlaf mehr hatte, und für den Tag und Nacht überhaupt Eins geworden, weckte sie beständig. Wenn sie gewußt hätte, was Nerven sind, so hätte sie ihren Zustand begreifen und beurtheilen können. So aber blieb sie sich selbst ein Räthsel und der Kampf wurde von

Tag zu Tag schwerer. In so hoher und scharfer Gebirgsluft werden überreizte Nerven nicht gesund, sondern immer gereizter. Da hilft weder Arbeit noch frische Luft. Im Gegentheil, je größer die Anstrengung, um so aufgeregter und unberechenbarer wird das Nervensystem. Die beiden armen Kinder waren im Begriff, sich ihr Leben unerträglich zu machen und bald entstand in Jedem ein heimlicher Groll gegen den Andern, daß er so böse geworden. Der Blinde rächte sich durch unzählige Plackereien, die seine junge Frau mehr und mehr gegen ihn reizten und wodurch ihr seine Erscheinung täglich widerwärtiger wurde. Sein ewiges Klagen war ihr so fürchterlich, daß sie sich manchmal die Ohren zuhielt, um es nicht mehr zu hören. Tausendmal wiederholte er die Geschichte, daß ihn der Berndt gestoßen und daß er es mit Fleiß gethan, aus Bosheit, aus Eifersucht auf Frosi. Dann kamen Rachegedanken und ohnmächtige Wuth, als blinder Krüppel sich nicht rächen zu können. Plötzlich erwachte auch die Eifersucht. Frosi ging zu oft hinaus. Frosi wollte nicht zärtlich sein. Sie war kalt gegen ihn geworden, anstatt ihn, den unglücklichen Mann, aus Mitleid lieb zu haben. Und eh' sie sich's versah, stand er hoch aufgerichtet vor ihr, tastete ungeschickt nach ihr und schüttelte sie. Er war noch schwach; sie war aber so erschrocken gewesen, daß sie nicht daran dachte, ihm auszuweichen. Sie ließ sich auch schütteln. Aber zwei große Thränen rollten, un-

gesehen von ihm, über ihr Brusttuch hinunter. „Das hab' ich nicht verdient!“ sagte sie so leise, daß sie das Zittern ihrer Stimme bemeistern konnte.

Der Vorwurf traf ihn. Er ließ sie los und stand hülflos, nach seinem Sessel tastend. Sie führte ihn hin. Er hielt ihre Hand fest, so fest, daß sie nicht fort konnte und mit der andern Hand verstoß die Thränen aus den Augen fortdrückte, die immer wieder hervorquollen. „Ja, wenn ich nur sehen könnte!“ knirschte Matthes. „So aber kann der Berndt herkommen, zwanzigmal, und Du sagst, es ist der Milchbub oder die Sennerin; was weiß ich denn davon, ich elender Krüppel! Und Du läuffst zu ihm hinaus und lachst mich aus! Ich habe Dich schon einmal, zweimal draußen lachen hören!“ Der Zorn loderte in Frofi's Augen. „Ich lache nie“, sagte sie finster, „das waren andere Leute. Deine Ohren sind fein, aber Du hörst doch Manches falsch. Ich habe den Berndt nicht wiedergesehen. Wenn ich ihn gern gehabt hätt', so hätt' ich ihn geheirathet und nicht Dich.“ Sie stieß die Worte rauh hervor und in ihm erwachte die Reue. Er wollte mit Zärtlichkeit gut machen, was er verbrochen. Sie aber riß sich von ihm los und lief hinaus. Sie stand mit gekreuzten Armen und zusammengezogenen Brauen unter der Linde, die durchsichtige Schneeschatten über sie warf und mit ihren tiefgebogenen, glitzernden Zweigen ihr Haar streifte, so daß kleine Crystalle auf den dun-

keln Zöpfen und auf der kleinen krausen Zorneslocke liegen blieben. Eine Nachbarin kam vorüber: „Nun, wie geht's denn?“ sagte sie und legte die Hand an den Korb, den sie auf dem Kopfe trug. „Wie soll's gehen?“ war die knappe Antwort. „Er ist blind!“ „Ach Gott ja, es ist gar zu traurig, aber er wird es schon bald gewohnt werden!“ „Gewohnt?“ ein bitteres Lächeln zitterte um Frofi's Mundwinkel und grub eine feine Falte, bis zu den Nasenflügeln herauf. „O glaubt mir nur, Frau Matthes, man wird auch das Blindsein gewohnt und wenn mal die Kinderchen um ihn herum-springen, dann wird ihm und Euch die Zeit nicht mehr so lang wie jetzt!“ „Kinder? Ich will keine Kinder! Ich brauch' keine Kinder!“ Frofi sagte das so heftig, daß die Nachbarin sie erstaunt ansah, dann fuhr sie fort: „Der Berndt ist noch immer traurig.“ Frofi schwieg. „Er ist so traurig, als hätt' er gar den rechten Verstand nicht mehr.“ „Den hat er nie gehabt.“

Die Nachbarin that, als hätte sie nichts gehört und fuhr fort: „Er möcht' Euch für sein Leben gern sehen und um Vergebung bitten!“

„Wenn er's nicht gern gethan hat, so hab' ich Nichts gegen ihn, wenn er's aber gern gethan hat, so kann ihm Gott im Himmel selbst nicht verzeihen!“

„Gern gethan! Wo denkt Ihr hin?“

„Der Matthes glaubt's.“

„So, der Matthes! ei sieh' mal an!“ sagte die

Frau und es glitt ein so unendlich boshafes Lächeln über ihr Gesicht, daß Frofi's Haut sich um einen Ton wärmer und dunkler färbte, während der Nachbarin Nase und Lippen blau wurden vom raschen Zusammenziehen in der scharfen Luft. „Also der Matthes!“ sagte sie noch einmal. An demselben Abend wußte schon das ganze Dorf, was der Matthes glaubt. Frofi merkte es bald an den neugierigen Blicken, die sie verfolgten. Sie hätte sich gern die Zunge abgebissen und wurde noch scheuer und verschlossener gegen Jedermann als bisher. „Nur keine Kinder!“ sagte sie beständig und drückte die Finger zusammen, bis sie anschwellen, „Herr Gott! nur keine Kinder!“ — Und dann bekam sie eine Sehnsucht nach Kindern, als müßte sie die Arme in die leere Luft ausbreiten und das Nichts an ihre Brust drücken und wiederholte doch: „Nur kein Kind, lieber sterben!“

Die Tage wurden immer länger und die Nächte schrecklicher. In einer Nacht hatte Matthes sie an den Zöpfen gezerrt in der wahnsinnigen Eifersucht, die ihn quälte. Einmal hatte er den Stock aufgehoben, aber in die Luft geschlagen; denn Frofi war ausgewichen. Wenn der Name Berndt auf seine Lippen kam, riß ihr immer der Faden und das Rad ging rückwärts, so daß sich die Spule verwirrte. Für ihn gab es nur noch zwei Gesprächsgegenstände: seine Blindheit und Berndt, und je mehr er sich hineinredete, je bitterer wurden seine

Klagen, je maßloser seine Wuthausbrüche. Frofi lief oft hinaus und wenn sie wiederkam, war es desto schlimmer; sie verlasse ihn, den Armen, Unglücklichen und laufe auf den Straßen herum wie eine Dirne! Zur Strafe erfaßte er ihre Zöpfe und hielt sie mehrere Stunden daran fest. Zuerst wollte sie sie mit einem Scherz ihm wegziehen, dann bat sie freundlich, dann wurde sie heftig und endlich überfiel sie eine kindische Angst vor dem Hülflosen, der sie so ganz in seiner Gewalt hatte und mißhandeln konnte. Als er merkte, daß sie erschöpft und willenlos da stand, begann er zärtlich zu werden. Sie haßte ihn von der Stunde an. Denn ein stolzes Gemüth haßt, sobald es Furcht kennt. Sie wollte sich in die Taminaschlucht hinabstürzen. Sie fürchtete sich vor dem Blinden, so erbärmlich war sie geworden! Er war ja gar kein Mann mehr und sie fürchtete sich! Wenn er sie rief, zitterten ihr die Kniee; sie suchte, ihm nicht nahe zu kommen, aber er verlangte, von ihr bedient zu werden. Ja, er war geradezu erfinderisch in Bedürfnissen, nur um sie nicht fortzulassen. Sie frug sich, wo alle ihre große Liebe hingekommen. Sie wußte doch noch genau, daß sie ihn einmal so sehr geliebt, aber das war ganz vorbei. „Es wäre besser gewesen, der Berndt hätte mich todtgeschossen!“ sagte Matthes, „dann wärst Du von mir befreit!“ Als dieser Gedanke zum ersten Male laut wurde, war Frofi aufgesprungen, hatte ihm den Mund zugehalten und war

aufser sich gewesen. Da er sich aber täglich wiederholte, schlug sie zuerst einen kleinen Wirbel mit der Fußspitze, dann ließ sie trost- und hoffnungslos die Arme hängen und starrte schweigend, mit erloschenen Augen vor sich hin.

„Du sprichst auch gar Nichts mehr!“ klagte er.

„Mir fällt gar Nichts ein.“

„Ja, natürlich, bei so 'nem Krüppel, was soll Dir einfallen! Mit dem Berndt kannst Du schwätzen.“

„Ich sehe ihn nicht.“

„Ta, ta, ta, was machst Du denn draußen?“

„Nichts.“

„Nichts? Die Pfeife ist aus!“

Frosi stand auf und wollte die Pfeife nehmen. Aber Matthes kniff sie in den Arm, bis ihr Thränen in die Augen traten.

„Wirst Du sagen, was Du thust?“

„Laß mich los!“

„Antwort will ich.“

„Laß mich los oder ich gehe fort und komme nie wieder, nie, hörst Du?“

Er klammerte sich an sie: „Nein, meine Frosi, meine kleine Frosi! Das kannst Du nicht! Mich verlassen mich in's Elend stoßen, in's Mitleid fremder Leute? Nein, Frosi, das thust Du nicht!“

Er war ihr so furchtbar zuwider in seinem Jam-

mer, daß es ihr lieber gewesen wäre, er hätte sie mißhandelt. Er weinte fast:

„Geh' nur, geh' nur! Mach', was Du willst! Sprich mit wem Du willst, aber laß mich nicht allein!“

Sie lief hinaus, mit einem gallenbittern Geschmack im Munde und einem Ersticken in der Kehle, gerade auf die Schlucht zu. Jetzt wollte sie ein Ende machen. Aber dort war es so kalt und die Schlucht so tief und die Lebenslust wogte dennoch durch den jugendlichen Körper. Nein, sie schauderte zurück. Aber war denn der Abgrund schlimmer als ihr Heim? Da dachte sie, daß es noch einen Ausweg gebe und mit geballter Faust und zusammengebissenen Zähnen ging sie raschen Schrittes zurück. Der Ausweg muß doch nicht so ganz einfach gewesen sein; denn sie zögerte von Tag zu Tag, ihn zu betreten.

Der Föhn schüttelte die weichen, nassen Schneelasten von Bäumen und Dächern. Die Tamina brauste, als wäre sie wahnsinnig geworden, dahin, der Rhein war dunkelbraun, hatte das Steingeröll und die niedrigeren Wiesen überfluthet und der Regen machte die aufgeweichten Landstraßen zu Seen, die in der düsteren Umgebung allein glänzten. Der Abend brach mit immer wilderem Sturme herein, so daß es vor der Zeit Nacht war. Bei der stillen Studirlampe saß der Pfarrer, dessen Familie abwesend war und las. In seinem marfigen Gesicht wohnte Kraft und Energie. Als ein

wahrer Seelsorger scheute er weder Wind noch Wetter, weder Hunger noch Kälte, weder Kampf noch Mühe. Doch erstaunte er, als bei dem wüthenden Sturme in dunkler Nacht seine Hausglocke erschallte. Er wußte doch von keinem Sterbenden in seiner Gemeinde. Da trat ein junges Weib bei ihm ein, das er im ersten Augenblick nicht erkannte, so bleich war das Gesicht unter den triefenden Haaren, so finster die Brauen über den gesenkten Augenlidern. Er wartete, daß sie sprechen würde, wenn sich das Keuchen beruhigt. Sie bewegte die Lippen und sah ihn an. „frosi!“ rief er, „was führt denn Dich hierher, bei der Nacht und in dem Wetter!“

„Herr Pfarrer“, hörte er endlich die trocknen Lippen sagen, „Sie sollen mich scheiden, ich kann nicht mehr bei meinem Mann bleiben!“

Er trat einen Schritt zurück: „Du, frosi, Du sagst das? Was ist denn geschehen, um Gottes Willen!“

„Ich kann nicht mehr! Er ist mir gräßlich! Ich entseze mich vor ihm! Ich will fort!“

„Aber Du hattest ihn doch so lieb und hast ihn so gepflegt!“

„Ja, ich hatte ihn lieb und habe ihn gepflegt!“

„Und das ist Alles vorbei, jetzt, wo er unglücklich ist?“

„Ja, Alles!“

„Nicht einmal Mitleid hast Du mit ihm und willst ihn verlassen.“

„Kein Mitleid. Doch, ich habe Mitleid, sonst wär' ich schon lang gekommen!“

„Aber was hat er Dir denn gethan?“

„Nichts, er ist mir zuwider, ich will fort.“

Er suchte eine Handhabe, um das Räthsel zu lösen; sie war so kurz in ihren Antworten, daß er nirgends einen Anhalt fand. Er begann, ihr voll Ernst und Güte zuzureden, sprach von Schwur und Pflicht, von Vergangenheit und Treue, von Mitleid und Barmherzigkeit. Er wollte die starren Augen feucht werden sehen. Er fand nur unbezwinglichen Groll und Widerwillen, ein fast ungeduldiges Abwehren seiner Rathschläge. Doch gelang es ihm endlich, an ihren Stolz, an ihre bekannte Charakterstärke anknüpfend, sie zu einem erneuten Versuch zu bewegen, bei ihrem Manne auszuharren. Sie habe ihn nur nicht recht zu behandeln verstanden und er sei noch viel kränker, als es den Anschein habe; vor seiner völligen Genesung werde er noch unerträglich bleiben, besonders bis er sich in sein Schicksal ergeben. Er sei jetzt noch im Kampf mit dem herben Geschick und sie müsse seine Stütze sein. Endlich versprach sie, es noch einmal zu versuchen, und verließ ihn mit schwerem Herzen, aber festem Willen. Sie war sicher, Matthes schlafend zu finden. Statt dessen hörte sie ihn rufen, als sie ins Haus eintrat.

Er stand im Dunkeln, mitten im Zimmer und tastete umher. Der Lichtschein, der aus Frost's Hand auf ihn fiel, ließ ihn so leidend, so kläglich erscheinen, daß der jungen Frau Herz schlug bei dem Gedanken, von welchem Gange sie soeben zurückkehrte.

„Wo warst Du denn? Ich habe so gerufen!“

„Ich dachte, Du schiffst; wo war denn die Magd?“

„Natürlich aus oder in tiefem Schlaf und ich hatte so kalt und wollte mich zudecken, fand aber Nichts! fühl' nur, wie kalt meine Hände sind!“

Frost griff nach seiner Hand.

„Was ist denn das? Deine Hand ist naß, Deine Kleider, Deine Haare!“ sagte er tastend. „Wo warst Du denn? Weib, wo warst Du?“ schrie er auf einmal und griff mit beiden Händen nach ihrem Halse, als wollte er sie erwürgen.

„Ich war drunten, beim Pfarrer.“

„Beim Pfarrer?“

„Darf ich nicht zum Pfarrer gehn?“ sagte sie zwischen den Zähnen.

„Beim Pfarrer! was thatst Du denn da?“

Frost schwieg.

„Ich will wissen, was Du da gemacht hast!“

„Ich habe ihn etwas gefragt.“

„Was hast Du ihn gefragt?“

„Wie lang man Geduld haben muß.“

„Das hast Du gefragt?“

„Ja.“

„Du lügst!“ schrie er mit einem Mal.

„Ich lüge nie, sonst hätte ich Dir gesagt, ich käme aus der Tamina oder —“

„Oder?“

„Oder aus dem Rhein!“

„Ich erwürge Dich, Weib!“ schrie Matthes.

„Wenn Du mich erwürgst, so kannst Du wieder rufen, bis Dich Jemand zudeckt.“

Er schlug die Hände vor's Gesicht.

„Ich wollte, ich wäre todt!“ stöhnte er.

„Ich wollte, Du glaubtest mir.“

„Könnte ich Dir glauben, aber Du lügst, Du lügst so dumm, daß Du mich jammerst!“

„Dann erwürge mich!“

Er stöhnte wieder. „Ich kann nicht!“ sagte er, denn ich habe Dich lieb!“

Ein dämonisches Lachen glitt über ihr Gesicht und sie flüsterte: „Du lügst! Du hast mich nicht lieb, aber Du hast mich nöthig! Geh' zu Bett, schnell, Du wirst kalt und bekommst Schmerzen.“ Er ließ sich von ihr leiten, sank in's Kissen und sprach kein Wort mehr. Sie aber ging hinaus, machte Feuer in der Küche, setzte sich auf den Heerd, um sich zu trocknen, und blieb so sitzen, die ganze Nacht. Das Feuer warf gespenstische Lichter und Schatten über die halb entkleidete junge Frau, die ihr Haar gelöst, um es zu trocknen. Jetzt zog sie die

Füße herauf, die feuchten Zehen an der Gluth zu wärmen, legte die Arme um die Knie, das Kinn darauf und so zusammengeballt starrte sie ohne zu blinzeln in die Gluth. Sie konnte nicht einmal seufzen, so eng war ihr die Brust, so wild schlug das Herz. Lange Zeit hörte sie nur die Worte ihres Mannes und fühlte seinen Griff an ihrem Halse. Dann ging ein Frösteln und Schauern durch ihren Körper. „Ich wollte, er hätte mich erwürgt!“ dachte sie; „dann könnte ihm morgen der Pfarrer erzählen, daß ich unschuldig war.“ Dann fiel ihr ein, daß Matthes selbst den Pfarrer gegen sie mißtrauisch machen würde und ihm das Schönödeste von ihr sagen. Matthes war nicht so stolz wie sie. Sie hatte Nichts erzählt. Er aber klagte und schwächte jetzt immer, wie ein altes Weib. „Wenn ich hätte reden wollen!“ sagte sie und knirschte mit den Zähnen. Sie dachte sich Alles aus, was sie hätte sagen können, so lebhaft, daß es ihr war, als rede sie noch und als höre ihr der Pfarrer zu.

Matthes lag wach in seinem Bett, mit heftigen Schmerzen in den leeren Augenhöhlen, aber er wollte nicht rufen. Er wollte sie entbehren können, die ihn betrog, die ihn widerwillig pflegte und bediente, um dann ihrem Schatz nachzulaufen. Er quälte sein Gehirn, auf welche Weise er sich an ihr rächen, sie strafen könne, ohne daß sie ihn dann ganz verlasse, in seinem hilflosen Zustand. Er fühlte sich unendlich elend und

jammerte, daß nur Pulver sein Gesicht und nicht eine Kugel sein Hirn zerstört hatte. Dann wären sie Beide frei gewesen. Das erste schwache Morgenrauen glitt über die herabhängenden Wolkenschichten und der Sturm tobte mit erneuter Gewalt; da hielt er es nicht länger aus: „frosi!“ rief er, „frosi!“ es war der alte, bange Ruf der ersten Leidenszeit. Und instinktmäßig, ohne Nachdenken, lief sie barfuß zu ihm hinein: „Ich habe fürchterliche Schmerzen“, stöhnte er. Ohne ein Wort zu sprechen, begann sie sofort die Aufschläge und Bähungen zu machen, die der Arzt vorgeschrieben, bis zum Tage, wo er endlich in einen unruhigen Schlaf versank. Sie hatte kein Wort gesagt und er hatte nur Klagen hervorgestoßen. Jetzt kleidete sie sich an und ging müde, mit heißen Augen, bleichen Wangen und dem überwachten Frostgefühl an ihr Tagewerk. Gegen Mittag kam der Pfarrer. Frosi machte ihm die Hausthür auf, grüßte ihn mit gesenkten Wimpern und ging in die Küche. Matthes saß im Sessel und bedeckte die Augen mit der Hand. „Wieder Schmerzen?“ frug der Pfarrer. „Ja, Herr Pfarrer, die ganze Nacht.“ „Das kommt vom Föhn; bis Morgen wird er nachlassen.“

„Herr Pfarrer, ich will Sie gern etwas fragen.“

„Ja, was denn?“

„War meine Frau gestern Abend bei Ihnen?“

In des Pfarrers Gesicht wetterleuchtete es und die raschen Gedanken, die ihm Vieles klar machten, verur-

sachten einen Augenblick Schweigen, bevor er antwortete:
„Ja, sie war bei mir.“

Ueber Matthes' Gesicht ging ein häßliches Lächeln.
„Entweder sie betrügen mich Beide“, dachte er, „oder sie war wirklich bei ihm um mich sicher zu machen!“

„Und was sprach sie mit Ihnen?“

„Sie sprach von Euch“, sagte der Pfarrer.

„Und was sagte sie?“

„Sie sagte, Ihr wäret noch so leidend, daß es schwer sei, Euch zu helfen und sie wollte einen Rath von mir. Nun bin ich gekommen und finde Euch wirklich sehr leidend.“

Matthes machte eine ungeduldige Bewegung. „Sie können mir nicht helfen!“

„Nein“, sagte der Pfarrer, „das kann ich allerdings nicht, dazu braucht Ihr eine andere Person.“

„Auch der Arzt kann mir nicht helfen.“

„Den habe ich auch nicht gemeint.“

„Wen denn? Der liebe Gott hilft mir nicht, der hat mich verlassen.“

„Wie wär's, Ihr probirtet's ein bischen mit Ihm und mit einer Person, die „Geduld“ genannt wird?“

„Ich habe zu viel Geduld!“ brummte Matthes.

„Zu viel? Euer Weib sieht nicht aus, als ob Ihr zu viel Geduld hättet?“

„Mein Weib? hat sie geklagt über mich?“

„Ja und nein. Sie hat Nichts erzählt, aber aus

ihrer Frage sah ich, daß Ihr wohl nicht allzu geduldig seid."

„Sie haben gut predigen."

„Ich verlange doch nicht so übermenschlich viel."

„Sie verlangen übermenschlich viel."

Das Gespräch währte lange, aber es kam zu keinem befriedigenden Schluß; denn Matthes sprach seinen furchtbaren Verdacht nicht aus und grollte mit dem Pfarrer, der mit Hochachtung von Frofi sprach, während er Mordgedanken hegte, an deren Ausführung ihn nur seine körperliche Ohnmacht verhinderte. Frofi war nirgends zu sehen.

„Was hast Du dem Pfarrer gesagt?" frug Matthes plötzlich am Abend.

„Ich habe Dir's schon erzählt."

„Ich weiß es nicht mehr recht."

„Ich auch nicht."

Frofi machte sich viel zu schaffen, ging ein und aus, versäumte Nichts in der Pflege, nur war sie einsilbig und finster. Matthes kam vor Langerweile um und wurde manchmal freundlich, um sie zu fesseln oder verlangte jeden Augenblick etwas Anderes, nur um sicher zu sein, daß sie nicht hinaus könne. „Frofi, die Pfeife! Nein, die nicht, die andere; sie ist schlecht gestopft, mehr Feuer, die Kohle will ausgehen. Mach's Fenster auf. Nein, nicht das, das andere, da kommt ja der Wind her. Mein Tuch hast Du vergessen. Nicht? Dann

wollte ich das andere haben. Die Füße sind gerade wie Eis. Reibe sie mir ein bischen. Mir ist schwach. Ich hätte gern ein Gläschen von etwas, aber gleich bringen, nicht ewig im Keller bleiben!" So ging es den ganzen Tag, ihm selbst zur Qual, aber so konnte sie nicht hinaus; er hielt sie an der Kette. Sie sehnte sich nach der Zeit zurück, wo er sie mißhandelte und wo sie vor seinen Liebkosungen zurückbebt. Jetzt war sie eine Sklavin und diente lieblos, freudlos, bei Tag und Nacht. Sie hatte sich aber vorgenommen, Alles zu ertragen und sie wollte ihm zeigen, daß sie nicht hinaus verlange, da sie anders keine Zeugen ihrer Unschuld vorbringen konnte. Nachts dachte sich Matthes aus, wie er sie am Tage quälen könne, mit dem leidenschaftlichen Eigensinn der Kranken. Es wurde ihm dies zur Zerstreuung. Er konnte seinen Rachedurst fühlen und sie durfte nicht wegen Mißhandlung ihn verlassen; er war ein Kranker und der Pflege bedürftig.

An einem lauen Frühlingsabend schellte es wieder beim Pfarrer. Es war Froß, die eintrat und sich neben die Thüre an die Wand lehnte. Er mußte sich aber sagen; daß es Froß sei, so verändert war sie, abgemagert, mit eingesunkenen Schläfen, erloschenen Augen, vorstehenden Schultern, von denen die Arme schlaff herabhingen. Die Hände waren nur Haut und Knochen.

„Um Gottes Willen, Froß!"

„Ich kann nicht mehr, Herr Pfarrer!"

Er bot ihr einen Stuhl, gab ihr etwas Wein zu trinken und betrachtete sie ganz bekümmert. Wo war das herrliche, blühende Mädchen, das er vor einem Jahre getraut!

„Bitte, Herr Pfarrer, scheiden Sie mich, ich kann nicht mehr!“

Stolz und Kraft waren gebrochen und sie erzählte ihm rückhaltlos ihr ganzes Leiden. Mehrmals zitterten ihre Lippen und ihre Augen wurden feucht, aber es fiel keine Thräne. Sie sprach in fiebernder Hast, mit brennenden Wangen und glitzernden Augen. Manchmal legte sie die schmalen, zitternden Hände zusammen, mit so rührender Geberde, daß wenn Matthes sie gesehen hätte, sich ihm das Herz im Leibe gedreht haben würde.

Der Pfarrer versuchte noch einmal, ihr Muth einzureden und versprach ihr, wenn sie in einem Monat wieder käme, sie zu scheiden. Sie möge noch diesen einen Monat ausharren; es könne noch Alles gut werden.

„Wißt Ihr denn nicht“, fügte er hinzu, „daß der Berndt gar nicht hier ist, er ist auf einen andern Hof in Dienst gegangen.“

„Der Berndt?“ Ein convulsivisches Lachen schüttelte Frost, das endlich in Weinen überging. Der Pfarrer blieb ganz ruhig; er wollte mit keinem Wort die wohlthueden ersten Thränen stören.

Am andern Morgen trat er bei Matthes ein und

blieb lange bei ihm. Was sie geredet, hat Frofi nie erfahren, hat auch nie gefragt. Den ganzen Tag blieb Matthes schweigsam und in sich gekehrt. Am Abend sagte er: „Komm' mal her zu mir, Frofi.“ Sie zögerte, sie fürchtete sich.

„Bitte, Frofi, komm doch her, ich kann ja nicht zu Dir kommen!“ Der Ton seiner Stimme war so verändert. Sie trat gerade an ihn heran; er tastete nach ihr, zog aber die Hand wieder zurück.

„Bitte, Frofi, willst Du Dich einmal vor mir knieen?“ Sie gehorchte zitternd.

„Erlaubst Du mir? Ich möchte Dich so gern sehen!“ sagte er und ganz leise glitt er mit den Händen über ihr Gesicht, Schultern, Busen, dann nahm er ihre Hände und betastete sie lange und während er sie betastete, sank sein Kopf immer tiefer auf seine Brust. Frofi starrte ihn ängstlich an; auf einmal sah sie, wie schwere Thränen ihm in den Schooß hinabfielen.

„Um Gotteswillen, Du weinst?“ rief sie, „aber Du darfst nicht weinen, Du bekommst Schmerzen!“ Sie sprang auf.

„Wenn ich Schmerzen bekomme, so habe ich sie verdient; ich bin ein Elender!“ sagte Matthes.

„O sprich nicht so!“ bat Frofi, „ich kann nicht, ich kann es nicht hören! Schlag' mich, aber sprich nicht so!“

„Ich möchte die Hände abhauen, die Dich geschlagen haben!“

„Ach! sprich nicht so! Wär' ich gewesen, was Du dachtest, so hättest Du Recht gehabt, so hättest Du mich umbringen dürfen!“

„Ich Elender!“

„O Matthes! Du thust mir weh!“ Frosi weinte.

„Ich wußte, daß ich Dir leid geworden und das konnte ich nicht ertragen! Aber jetzt will ich's ertragen, das soll meine Strafe sein!“

Frosi kniete wieder vor ihm und umschlang ihn mit ihren Armen. Sie sah nicht mehr, daß er entstellt und ein Krüppel war, sie vergaß, daß er sie mißhandelt. Sie wußte nur, daß ihr Herr und Gebieter sich vor ihr demüthigte, daß ihn die tiefste Reue zerknirschte und wollte ihn davon gesund pflegen, wie sie sein Leben gerettet.

Der Monat war längst vorüber und noch drei Wochen dazu; da wußte der Pfarrer, wer an seiner Hausthüre schellte. Sein Herz klopfte hörbar. Er hatte sich jedes weiteren Besuches enthalten, denn als vielerfahrener Mann verstand er es, selten, aber eindringlich zu sprechen und ungerufen nicht zu erscheinen.

Hochaufgerichtet und strahlend in unbewußter Seelenschönheit stand Frosi vor ihm. Sie schien Handbreit größer geworden. Ihre Augen hatten einen weichen Glanz, als könnten sie zärtlich blicken.

„Herr Pfarrer! Ich habe meinen Mann wieder lieb!“

Sie erzählte ihm weitläufig, in welche krankhafte Reue er verfallen, von der sie ihn nur durch ihre große Liebe geheilt.

„Und jetzt lachen wir und spielen zusammen, wie zwei große Kinder!“ schloß sie ihren Bericht und ihre Zähne blitzten. Um die Augen blieb aber die weiche Wehmuth liegen, die der übermenschliche Kampf hineingegraben.

Heute sind die Kinder längst große Leute, die bald darauf sich auf des blinden Vaters Knieen schaukelten und seine Wangen streichelten. „Wie oft taufen wir denn noch, Matthes?“ hatte der Pfarrer beim vierten gesagt und Frofi hat gelacht, mit dem warmen Föhn auf den Wangen. Das Gletschereis war aus den Augen weggeschmolzen, für immer.

Mondnacht.

Incunabel.



Den ganzen Tag hatten Kanonenschüsse über Venedig gedröhnt und die Bomben waren in das hochausspritzende Meer niedergefahren. Jetzt lag die Stadt in nächtlicher Ruhe da, als ob es für sie nur Vergangenheit gäbe, keine drohende Gegenwart. Selbst der Mondschein schien alt, verjährt, so ganz anders sah er aus, wie in der übrigen Welt. In einem düstern Winkel, wo zwei Riesenpaläste ihre schwarzen Massen gegen einander kehrten, so daß jeder Ausweg versperrt schien, stand eine einsame Wache in einem steinernen Schilderhaus, wie eine Statue. Der Mann hätte sich auch nicht viel bewegen können; denn einen Schritt von ihm athmete das Meer gegen den moosigen Steinpanzer hinan, den es seit so vielen Jahrhunderten unbeweglich gefunden, wie das Schicksal. Und doch hatten

nur Menschenhände dies Schicksal aufgerichtet, an dem selbst Meeresfluth vergebens rüttelte. Plötzlich richtete sich die Gestalt höher auf und spähte nach der Ecke, um die ein sonderbarer Zug in den düstern Winkel einbog. Zuerst erschien eine Gondel, auf der vier junge Leute standen und ruderten. Trotz der Gewandtheit ihrer Bewegungen waren es augenscheinlich keine Gondoliere, sondern Brüder von vornehmem Geschlecht. Ihr Schiff war leer, zog aber im Schlepptau eine zweite Gondel hinter sich her, der zu Häupten ein gebeugter Mann saß, in seinen Mantel gehüllt. Dann erschien eine Bahre. Was war denn das? Eine Todte? Nein, es war keine Todte; denn eben kamen sie in den Streifen Mondlicht und die Wache konnte deutlich ein junges Mädchen erkennen, das offenbar nicht mehr viel Weg in dieser Welt zu machen hatte. Die Augen waren weit geöffnet, ohne zu schauern und die auf der Brust gekreuzten Hände, die vorher so leichenhaft geschienen, bewegten sich leise. Eine derselben hob die Sterbende an die Lippen, küßte einen Ring, der dort glänzte, zog ihn vom Finger und reichte ihn einer jüngeren Schwester, einem hochgewachsenen, unendlich zarten Mädchen von höchstens sechszehn Jahren, das sich in banger Besorgniß über die Sterbende hinbeugte. In dem Augenblick war der Zug vor den Augen der Wache verschwunden. Es war dem Manne gewesen, als hätten sich die bleichen

Lippen bewegt, aber wie leise auch der Ruderschlag verhallte, er hatte doch keinen Ton vernehmen können. „feo!“ flüsterte die Sterbende, „es ist wohl das letzte Mal, daß ich sprechen kann; denn in der Eisenbahn kannst Du meine Stimme nicht hören, und wenn wir ankommen, bin ich vielleicht nicht mehr. Hier, den Ring — nein, nicht weinen, Kind! — hier den Ring bringst Du dem armen Georg und sagst ihm, ich hätte seinen stummen Blick immer verstanden und sei ihm immer dankbar gewesen, daß er geschwiegen und mir seine Liebe nicht aufgedrängt. Er wußte ja, daß ich nicht konnte, daß ich Nichts mehr zu geben hatte und darum schicke ich ihm jetzt mein heiligstes Vermächtniß — Seinen Ring! Er soll ihn tragen und an mich denken, gern denken, wenn er auch später glücklich wird. Siehst Du, feo, der Stein ist auf einmal wieder ganz blau geworden, weil meine glücklichste Stunde schlägt und Er hat zu mir gesagt: Wenn der Stein blau ist, so wird es Dir Glück bringen. Weißt Du noch, wie er grün geworden war in Seiner Sterbestunde? Ach feo! nun ist all der furchtbare Schmerz vorüber! Ich brauche Ihn nicht zu überleben, das hat Gott nicht von mir verlangt. Denn ich hatte Alles aufgeopfert, meine Liebe und die seine, um meines Glaubens willen! Mehr kann man doch nicht opfern! Und ich bin lieber gestorben als abtrünnig geworden! Da hat Gott Mit-

leid mit mir gehabt und hat nicht von mir verlangt, daß ich leben soll, nachdem Er von der Erde genommen." Ein furchtbarer Hustenanfall unterbrach das Geplüster, das, oft unverständlich leise, mit großer Hast fortgesetzt wurde. Es sollte Alles gesagt sein, bevor der Lärm der Eisenbahn dem letzten Gespräch ein Ende machte.

„Gieb mir die Hand, Feo! Mir ist, als sänte ich über den Schiffsrand in's Meer hinunter, hu, in die kalte, dunkle Fluth! Ich wäre gern hier gestorben, aber der liebe Gott will mir's nicht gewähren. Vielleicht schiekt er die Reise, meinen Tod zu beschleunigen und dann bin ich endlich erlöst. Wie lange warten wir schon auf das Ende, Feo? Fünf Monate, fünf leidensvolle Monate! Weißt Du noch, wie das blumenbekränzte Schiff ankam, mit Seiner Leiche? Da hatte ich das Gefühl, als müßte ich hinaus zu ihm und schreien: Er ist Mein! Jetzt ist Er Mein, nun, da Sein letzter Athemzug verhaucht ist! Ich muß mit Ihm begraben werden! Aber auch da noch hatte ich kein Recht an Ihn; denn er hatte einer Anderen gehört! Und ich mußte schweigen, sonst hätten sie gesagt, Er wäre mir untreu gewesen! Ich mußte mit meinem Leben Seinen Besitz erkaufen! Glaubst Du nicht, daß Sein Tod Ihn mir wirklich und wahrhaftig wiedergegeben? Ueber das Grab hinaus hatte sie doch kein Recht mehr an Ihn?

— Weißt Du noch, wie ich immer sagte: „Nur einmal noch will ich schön sein, an Seinem Hochzeitstag, damit die Leute nicht schwätzen! Und ich will Sie sehen, ich will sehen, ob Sie Ihn glücklich machen kann! — Das ist nun Alles vorbei. Nichts lebt mehr, als meine große, heilige Liebe und in einer Stunde oder zwei steigt die mit mir zum Himmel!“

Der Mond beleuchtete voll das verklärte, abgekehrte Gesicht; es sah aus wie ein Wachslight, das bis auf den Boden herabgebrannt, noch von Innen die dünne, durchsichtige Wand beleuchtet, die allein nicht weggeschmolzen.

„Auch den Hochzeitstag hat mir der liebe Gott erspart, und die Andere brauchte ich nicht zu sehen. Sie hat viel geweint über Seinen Tod, — ich nicht, ich weinte nicht, aber ich sterbe. Sie hat Ihn sehr lieb gehabt, sehr lieb. Hat Er sie auch lieb gehabt? Als Er mir den Ring gab, wußten wir Beide, daß wir uns nicht lieben dürften und haben uns nur ewige, heilige Freundschaft geschworen. Es war eine Lüge, aber wir wußten es nicht! Haben die Beiden sich Liebe versprochen? Dann war es wieder eine Lüge und sie wußten es vielleicht. Oder war es keine Lüge? Hat Er sie geliebt? Kann man zweimal lieben, Feo?“

Wieder ein Hustenanfall, bei dem das frische Blut der Schwester Tüchlein färbte. Wie schwarz sah es aus

im Mondschein. „Mir ist so kalt, feo! Sie haben doch gesagt, es wäre heiß, eine heiße Nacht! Es kann doch nicht sein! Sieh' nur, meine Nägel sind ja ganz blau, beinahe schwarz! Wenn Er gelebt hätte, dann hätte ich nicht sterben dürfen, dann hätte ich so fort und fort leben müssen und Ihn sehen, alle Tage, und sagen: Ich habe Ihn nie geliebt! Der Stolz hätte mich am Leben gehalten, — denke Dir, welche Qual!" Sie schauderte zusammen. „O feo, weine doch nicht so! freu' Dich, daß ich vom Leben erlöst bin! Es war so schwer, von Anfang an, so viele freudlose Tage, so viel Mißverständniß und Heuchelei, so viel Unfrieden und Bitterniß! Nur Ein heller Punkt war darin: das war Er! Dann wurde Alles Nacht, dunkle, dunkle Nacht! Aber nun kommt der Tag, der nie enden wird! O feo! weine nicht, freu' Dich für mich! Hast Du mich denn nicht so lieb, daß Du Dich freuen kannst? Versprich mir, daß Du in meiner Sterbestunde sagen wirst: „Ich danke Dir, lieber Gott!" Wenn ich noch eine Stimme hätte, so würde ich ein Hallelujah anstimmen, das das Meer bewegte! Denn ich habe mir den Himmel erkauf't mit unsäglichen Leiden! Aber nun sehe ich ihn offen stehen! Du wolltest es nicht glauben, daß ich Ihn zum Sterben geliebt! Du warst so jung, was wußtest Du von Liebe! Wenn sie einmal über Dich kommt, so öffne Dein Herz weit und laß sie ein-

strömen! Und wenn hernach Dein Herz brechen muß, was thut es dann! Es hat seinen Erdenzweck erfüllt! Aber jetzt denke an den alten Mann dort, nimm meinen Platz, sei Du ihm Alles und den Brüdern! Sei Du der Brüder Halt und Stütze, ihr Vorbild, ihre Freundin! Nicht den Kopf schütteln! Du hast dazu die Kraft! Nur in dieser Stunde bist Du von Schwäche übermannt. Aber ich habe Dich geprüft in dieser langen Krankheit, Du bist stark! In Deinem zarten Körper wohnt Heldenmuth, dem kein Opfer zu schwer! Sie waren gewohnt, mich zu haben, laß sie keine Lücke finden! Ich werde bei Dir sein und Dich stärken! Und feo, nur Deine Hand soll mir die Augen zudrücken — kannst Du das thun? Nicht wahr, Du kannst? Du kannst Alles! Danke Allen! Danke dem Vater, danke den Brüdern! Danke den treuen Dienern Allen! Ich werde für Alle beten!”

Die Gondel landete. Duster ragte der Bahnhof empor und hüllte die Gruppen, die dort standen, sowie den schweigsamen Zug, der sich jetzt die Stufen heraufbewegte, in dunkle Nacht. Nur der Sterbenden Antlitz und die Hände, die sie über der Brust gekreuzt, leuchteten in marmorner Weiße. Sie hatte die Augen geschlossen. Die vier Brüder trugen die Bahre. Der Vater stützte die Hand auf die Schulter des schlanken Mädchens mit dem feinen Gesicht und den großen,

flugen Augen, die sich immer mit Thränen füllten. Er hielt den Kopf gesenkt, man sah sein Antlitz nicht. So folgten sie. Kein Wort wurde gesprochen. Die Leute nahmen die Hüte und Mützen ab und bekreuzten sich; denn sie dachten, man trüge eine Leiche.

Deutsches Glück.

Portrait.



Ach Gott! Darf ich Se doch auch noch mal wieder-
seh'n! Nit wahr, ich darf Se auch lieb halte?
Ach Gottche! Ach Gottche! So, un hier im helle Licht,
da kann ich Se en bische seh'n; denn ich hab esonen
Schimmer un mit dem eine Aug seh ich Se wirklich
gut! Ach wie schön! wie schön! Au, un wie geht et
Ihne dann? Ich bete auch vor Se alle Tage un hab
Ihne auch widder nen Spruch gezogen: „Des Herrn
Wege sind wunderbar, aber er führet es herrlich hinaus!“
Gellen Se, wie schön, un wie das vor Ihne paßt! Un
sein Se denn auch immer recht gesund? Un seh'n Se
nur mal wat ich so gesund bin un kann noch so laufe!
Un ich hab auch Ihne Ihr Kleidche an, wisse Se noch,
dat Kleidche, was Se mer vor zwanzig Jahre geschenkt
hawe! un seh'n Se mal, hie drunter, det Röckelche! das
hawe Se mer vor fünfunzwanzig Jahre geschenkt, am

28. februar! Gellen Se, wie ich de Zahle noch weiß! Ich brauch kein Buch un kein Kalender, dat hab ich all im Kopf! Das war aber eso: Den Tag vorher da hatt ich nix mehr zu esse un da hab ich den liebe Gott so recht von Herzen gebitt't und leg mich schlafen un sehn that ich ja uch damals nix, ich war ja ganz blind! Denken Se mal, wat en Gnad von Gott, daß ich dat Licht hab uf dem eine Aug! Nit wahr? ich könnt' ja noch blind sein! Un am andere Morge da klopf't's un da komme Se herein un fei Fünfche Feuer un da sagten Se noch: „frau Laile“ habe Se gesagt: „Wie kalt is et bei Ihne!“ Un da ziehn Se Ihr Jack aus un ziehn se mer ganz warm an un nach ener Stund kame Kohle un Supp un dat Rökfelche! Un die Jack hie, die hat mer fräulein Ense vor dreizehn Jahre geschenkt, am zwanzigste März, an ihrem eigene Geburtstag! Noch nie hab ich den liebe Gott umsonst gebitt't! Un den Hut hat mer die frau Luhr gegebe, wie ich so de Bicht am Kopf hatt un de Auge wurde immer schlimmer! Wisse Se noch, wie Se dat allererste Mal gekomme sein? In dem enge Stübche, vorn mei Mann, an de Webstuhl, — nu, Se wisse ja wie dat war mit meine Mann! — un ich hinte in der Eck uf em Bett, fei Kohl, fei Kartoffel un ich ganz blind un mit Hanf uf de Auge un Schmerze, aber Schmerze, als thät mer der ganze Kopf ausenanner springe, un ich dacht, de Noth wär zu groß, un auf einmal da klopf't's, un wie ich

dat Klopfe hör da ruf ich nur: Da kommt meine rettende Engel! Nu denke Se mal an, wat wußt ich denn! Nix gesehn, Niemand gekannt un nur dat hören un rufen: „Da kommt meine rettende Engel!“ Un da kamen Se herein. Ich konnt Se nit sehn, aber es war als wenn en Engel hereinkomme thät, un da sagte Se: „Frau Laile!“ habe Se gesagt, „Guten Tag, Frau Laile! un wie geht et Ihne denn?“ Un ich hatt schnell de Hanf von de Auge gethan, ich wollt nit so schro sein, un von dere Zeit an habe Se mich nie nicht vergesse! Ja, Se ware meine rettende Engel! Nein, wie sollt ich kei Gottvertraue hawe! Grad wie's am schlimmste stand! Un so jedesmal wann ich ohne Arbeit war und hab en so recht gebitt't, da klopf't's un da bestellt mer Jemand Garn! Die Gnad von Gott daß ich dat so gut gelernt hat, dat Spule; un wenn ich jetzt spule will, da mach ich immer de Auge zu, da geht et viel besser, weil mei Mann selig mich's gelernt hat wie ich blind war un da mach ich's lang nit so gut, wenn ich sehe kann. Un wisse Se noch, dat Katrinche, wo ich damals in der Pfleg hatt, dat is jetzt geheirath't un dat's die Blum vom ganze Dorf, so fleißig un so flink, un wenn et auch e kurz Beinche hat un e dick Schulterche, et lauft Ihne so schnell un is so geschickt un bringt mer Küche, wenn et mich besucht. Nu weiß et aber, daß ich et nit leide kann, wenn et mer was mitbringt un da entschuldigt sich's un bitt't so und sagt: „Frau Laile,“ sagt

et, „Se gewe ja de annere arme Leut davon!“ Denn et weiß noch, daß ich immer so arme Leut hab, die von mir frigge, sobald ich was hab un die freue sich dann eso un et is immer genug für mich un vor die Annere auch un drum bin ich immer so froh un so zufriedde! Denke Se mal wieviel Glück ich hab: Sehn Se mal, noch so dicke Haar, daß ich mer den Kopf nit erkälte un so gesunde Zähn! Ich kann ja doch Alles beiße, wie e Mädche von achtzeh Jahr! Un bücke kann ich mich noch so schnell un mei Stub sauber halte; immer is mei Bett sauber gewese un Wäsch im Schrank hab ich auch, damit se sich wunnere wann se mich beerdige wolle un meine es wär gar nix da!

Un gestern da war meine fünfundreißigste Hochzeitstag, da hab ich meine beste Kleider angezoge un bin auf de Kirchhof un an meine Mann sei Grab haw ich gestande un gedacht wie gut ich et doch hab im Lewe un was ich so glücklich bin un immer nur zu danke hab! Un daß ich nu auch noch dat Glück hab mit dem Kattrinche! Ich hatt noch mal Eins, dat hatt ich so lieb, nein awer so lieb! War das en lieb Kind! so e Jüngelche von zwei Jahr! Der Vatter bracht's un sagt: „Frau Laile“, sagt er, „wolle Se nit mei Kind e zeitlang verwahre bis ich en anneren Platz hab?“ Un da sag ich: „Ja“, hab ich gesagt, „wenn ich dat Kind lieb hawe kann, aber sehn muß ich et erst; denn wann ich et nit lieb hawe kann, so nehm ich et nit!“ Un da

bringt er mer's ganz in Lumpe un voll Ungeziefer, beinah ganz nackt, ich sag Ihne, et war e Jammer! Ja, e wahre Jammer! Un ich nehm's uf de Schooß un et kann noch nit spreche, fei Wort, un ich sag: „Ja, dat Kind is lieb“, sag ich, „so e schön Kind!“ Aber wer fei Antwort frigg, war ich, un wie ich auffeh, is der Vatter fort, Gott weiß wohin. Ich hab en nie widder gesehn. Aber dat Kind war all mei Glück! Behn konnt et nit un spreche uch nit, awer wenn ich et gefragt hab: „Wie lieb hast Du mich?“ dann hat et gezeigt: So dick wie die Faust! hat et gemacht, un wenn et sich gefreut hat, hat et immer gezeigt: So dick wie de Faust! un war so lieb un hat sich an mich gedrückt, als wär et mein eige! un so sauber hab ich et gehalten un das war sehr schwer, denn selber konnt et nit reinlich sein, so viel Verstand hatt et nit gehabt, aber so e schön Kind! un wie et fünf Jahr alt war, da is et gestorbe un hatt noch immer gezeigt, so lieb hätt et mich wie die Faust! Ja, et war e lieb Kind un nie war mer's leid, daß Niemand et hole kame! ich hätt et nie wieder hergegebe, um keine Preis! Un das war doch auch e Gnad von Gott, wo ich fei Kind hatt, daß ich eins so lieb hatt wie mein eige, besonders wo ich dat annere in Pfleg hatt, wisse Se noch, dat große Mädchen, wo mich noch bestohle hat un is dann fortgelaufe un nignuzig worde! Un wisse Se noch wie ich im annere Haus wohnte, un die Frau, bei dere ich war,

nit glauwe wollt, daß ich blind wär, weil ich immer so geschickt war un konnt nähe un wasche un mei Bett mache un immer so sauber angezoge, als thäte zehñ Händ für mich schaffe. Un da ging se her, ganz leis, un stach mich mit Nähnadeln, un ich schlug immer nach de flieche, weil ich meint, mich stäche flieche un Schnacke. Dat war noch e besondere Gnad von Gott, daß ich so geschickt war! Aber vor nem Jahr da haw ich nit Acht gegebe un bin in der Straß gefalle un seitdem kann ich de rechte Arm gar nit mehr hebe. Nu denke Se mal wat en Glück daß ich die gesunde Zähñ hab! Denn mit den Zähñ un der linke Hand kann ich mei Bett mache! Nu denke Se mal, wenn ich die Zähñ nit hätt! Un mit dene Auge, soviel Jahr ganz blind un nu doch widder sehe! Un wenn ich damals den Doctor hätt gewähre lasse, so wär ich nie mehr sehend geworde; denn dat eine Aug hatt er operirt un seitdem is der Pelz drauf un dat annere wollt er auch operire, un ich hatt uf einmal so ne Angst, so ne Angst, un wollt nit mehr! Die Angst hat mer der liebe Gott geschickt, um mer dat eine Aug zu rette! Un mit dem kann ich sogar lese, wenn fei Regewetter is, denn wann Regewetter is hab ich immer so dunkel und dann haw ich auch Schmerze in de Bein, daß ich gar nit gehe kann. Aber sehn Se mal, grad jetz de Gnad von Gott, daß dat Wetter so schön is, daß ich hab bis zu Ihne gehe könne! Un heut fühl ich mich grad wie sechzehñ Jahr! Ach

Gottche, ich muß Se noch mal lieb halte! Man weiß ja nit, wie lang mer noch mitmacht! Bei mir is Alles bereit! Der liebe Gott kann mich jede Stund rufe un Geld is auch da für meine Sarg, so daß die Gemeind gar kei Last hat! Un ich bin so zufriedel! so oder so! Se verlasse mich ja nit so lang ich leb, un so hab ich's immer gut.

An jedem Geburtstag von Ihne Alle zieh ich auch immer den Spruch un gellen Se wie wunderbar se immer passe! Wisse Se noch, wie Se zu mer gesagt hawe:

„Frau Laile“, hawe Se gesagt, „Sie sind die einzige Glückliche, die ich kenne!“

Meerweibchen.

Actstudie.



Dorüberziehende Wolken­schatten lagen über dem Hochgebirge. Die kleinen Lichtungen zwischen den Tannenriesen schimmerten grün und feucht, in üppigem Pflanzengewirre. In einer derselben ragte ein zackiger Baumstamm ernst und schwarz empor, in dessen weiter Höhlung große Farrenkräuter wucherten. Des Baumes Riesenleib lag weit dahingestreckt, mit Moos bedeckt, innen vollkommen ausgehöhlt. Vor demselben knieete ein zierliches Mädchen, mit beweglichen Zügen und goß aus einem Krüge Milch in eine kleine Schale, wobei sofort vier kleine, zottige Schäferhunde, wie junge Bären, aus dem Baumstamm hervorkrochen und mit Gebell und Bewedel sich auf die Milch stürzten. Das Mädchen lachte hell auf, stand und betrachtete die zufriedene Gesellschaft. Sie hatte eine strogende, lockige Fülle von goldrothem Haar, das das Gesicht noch

kleiner und runder erscheinen ließ. Ein saftgrünes Stück Moos lag darauf und stand reizend zur Haarfarbe. Die Augenbrauen waren dicht und braun, die Augen graugrün und merkwürdig unruhig; der Mund sah geistreich und witzig, keineswegs gutmüthig aus. Sie wollte gar zu gern Eines der wolligen Kerlchen streicheln und ihre weißen Finger in den dicken Pelz versenken. Aber wie gewandt sie auch nach ihnen haschte, die kleinen wilden Gesellen ließen sich nicht fangen und bellten nur in weitem Kreise um sie her. „Nun, dankbar seid Ihr nicht“, lachte das Mädchen, „Ihr gierigen Gesellen! Wenn man so fett ist, wird man gewöhnlich gutmüthiger, Ihr Ungethüme!“

Bei dem letzten Worte machte sie eine ganze tiefe Stimme, worauf das Gebell noch wüthender wurde und dazwischen klang ihr Lachen wie Kügelchen, die in ein Metallbecken fallen, bezaubernd, unwiderstehlich.

Dann ging sie weiter; wo der Schatten wieder anfing, lehnte sie sich an eine gewaltige Buche und begann, mit Flötenstimme Läufe, Triller, Cadenzen zu singen, so daß die Vögel näher kamen und auch zu singen anfangen. Einer setzte sich vor sie auf den Zweig, und so oft sie eine Cadenz schloß, zwitscherte der Vogel und bewegte sein Köpfchen hin und her, als wollte er sagen: „Nicht wahr, wie schön?“ Dann war er still und horchte, sie mit einem Auge anblickend, dann mit dem andern. Das Spiel dauerte einige Zeit,

vielleicht nicht ganz so unbewußt reizend, als es dem Manne erschien, der unter einer Tanne stand und zusah. Die unruhigen Augen hatten ihn doch wohl bemerkt. Er war groß und breitschultrig. Es lag Kraft und Ruhe in seinen Bewegungen. Dichtes, dunkles Haar krönte eine weit vorragende Stirn, die gewaltig die tiefliegenden, kleinen, schwarzen Augen überwölbte. Die Nase setzte breit und gerade an. Die Nasenflügel blähten sich häufig. Ein brauner Bart umschloß dichtkräuselnd das übrige Gesicht. Er lächelte nicht beim Anblicke des reizenden Bildes, sondern betrachtete es mit verschränkten Armen, ohne zu blinzeln. Fast schien es, als hielte er den Athem an, um den Zauber nicht zu stören. Doch ein plötzlicher Windstoß fuhr wie ein Seufzer durch den Wald, das Mädchen wandte den Kopf und nun begegneten sich ihre Blicke.

Sie that überrascht und zarte Röthe übersfluthete die blendende Weiße ihrer Haut; sie machte sogar eine Bewegung, als wolle sie fortlaufen. Aber schon stand er vor ihr und sagte mit weichem Wohlklang in der tiefen Stimme:

„O bitte, nicht fortlaufen! Ich habe es ja nur so gemacht, wie die Bäume: wir hörten zu! Erlaubt das die Waldfee gewöhnlichen Sterblichen nicht?“

„Ich glaube nicht, daß ich die Waldfee bin“, sagte das Mädchen, „ich möchte es wohl sein, aber es geht nicht!“

„Warum nicht?“

„Weil ich eine Seejungfrau bin, ich bin auf dem Wasser geboren!“

„Also Sirene, im vollsten Sinne!“

„Es scheint doch nicht, da Ihr es nicht so macht, wie Odysseus!“

„Ich bin vielleicht nur unvorsichtiger!“

„Nein, heldenmüthiger! Pfui! wer wird sich denn festbinden lassen und ein Held sein wollen!“

„Vielleicht besser, als der Gefahr in die Arme laufen und untergehen.“

„Hier ist keine Gefahr, wir sind auf dem Trocknen!“

„Wer weiß! im Walde verirrt man sich und kommt nicht wieder heim!“

„Manchmal will man sich verirren!“ sagte das Mädchen und lächelte schelmisch, „aber wer seid Ihr denn, heldenmüthiger Odysseus? Ihr seid mir noch gar nicht vorgestellt! Oder wollt Ihr lieber als Baum behandelt werden? Dann lebt wohl!“

Sie neigte das Köpfchen und wollte gehen.

„Nein“, sagte er ganz ernst, „ich bin weder Tanne noch Buche und weder ein göttlicher Dulder, noch ein Seefahrer und war eben im Begriff, mich vorzustellen und die kleine Sirene nach ihrem Namen zu fragen, aus Gründen.“

„Aus Gründen? Ich heiße Marina!“

„Marina! wie reizend für eine Seejungfrau!“

„Daher der Name!“ sagte sie.

„Ich heiße Arnold und bin ein Freund schöner Natur.“

„Das heißt“ — Marina wurde purpurroth — „unser großer Künstler, den ich immer geträumt, zu begegnen!“

„Darf ich auf einen Besuch im Atelier hoffen?“

„Die Sirenen kommen nicht in der Sterblichen Wohnung!“

„Wer weiß, es hat sie noch Keiner gebeten!“

„Aber Sirenen haben kein Herz und lassen sich nie rühren!“

„Lassen sich aber Anbetung und Opfer gefallen!“

„Vielleicht!“ Marina machte eine reizende Verbeugung und flog davon wie ein Reh.

Andern Tages stand Arnold in seiner Werkstatt. Draußen war ein Hämmern und Meißeln. Im weiten Hof glitzerten Marmorblöcke in der Sonne. Feiner, weißer Staub lag überall. Drinnen im Allerheiligsten stand der Meister und beschaute einen angefangenen Brunnen. Das Wasser sollte aus einem Felsen quellen, vor welchem eine Nixe kniete, die den Strahl in einem breiten Blatte auffing. Es war ein wunderbar liebliches Geschöpf, diese Nixe, voll Weichheit in jeder Bewegung, fast eingehüllt im herrlichen Haar, es lag etwas so rührend Hingebendes in der Gestalt, als bedauerte sie das Wasser, das ihr enteilt. Plötzlich griff des

Meisters Hand mitleidslos in den Thon und zerstörte das ganze Bild, warf Alles bei Seite, und begann, Neues zu formen.

Er hatte nicht bemerkt, daß Jemand eingetreten war, die so außerordentlich der eben zerstörten Nixe glich, daß sie wohl das Modell dazu gewesen.

Schlank und biegsam war die hohe Gestalt, das weiche, dunkelblonde Haar hing in zwei Zöpfen fast bis zu den Füßen herab und die strahlenden Rehaugen sahen ängstlich erstaunt der Arbeit zu. Einen Augenblick füllten sie sich sogar mit Thränen, die aber schnell wieder verschwanden. Von Zeit zu Zeit öffnete die Eingetretene die Lippen, um ihre Anwesenheit kund zu geben, konnte sich aber nicht zum Sprechen entschließen. Endlich trat Arnold zurück und gewahrte sie.

„Was? Lia?“ rief er, wie aus einem Traume erwachend, — „da bist Du und allein?“

„Die Mutter macht Einkäufe für unser Haus, Arnold, und dachte, wir würden gern ein Stündchen allein sein. Sie wird gleich kommen.“

„Bist Du denn schon eine Stunde hier?“

Die Lippen lächelten und zitterten ein wenig: „Beinahe!“ sagten sie.

Arnold ward verlegen: „Du wunderst Dich gewiß, daß ich hier die ganze Arbeit verdorben habe. Ich habe aber eine viel schönere Idee, ganz neu und pracht-

voll! Aber nun thut es mir leid, daß mir meine liebe Braut soviel Zeit geopfert!"

„O“, sagte Lia, „es war kein Opfer, ich war ja bei Dir!“

Arnold nahm sie sanft in die Arme und küßte sie: „Du bist ein Engel!“ sagte er, „und ich verdiene Dich nicht!“ Lia sah eine Wolke über sein Gesicht ziehen.

„Was kommt denn an meine Stelle?“ fragte sie.

„Eine singende Sirene! Ich sage Dir, sie wird singen, man wird glauben, zwischen dem Plätschern des Wassers ihre Stimme zu hören!“

„Hast Du denn eine gesehen?“

„Ja“, sagte Arnold träumerisch und bemerkte nicht den banger Blick der Rehaugen, „ich habe eine Sirene gesehen und mache sie aus der Erinnerung!“

„Wer war sie denn?“

„Das weiß ich nicht.“

„So, so? ich wollte schon beinahe eifersüchtig werden auf Deine Sirene! Was soll auch solch' ein arm Nixchen machen, einer solchen Macht gegenüber?“

Eben trat Lia's Mutter ein und sah erstaunt und betrübt das zerstörte Werk. „Du hättest es wenigstens aufheben sollen, Arnold“, sagte sie, „ich hätte mich mein Lebenlang gefreut, meine Lia als Nixchen zu sehen!“

„Es ist wahr“, sagte Arnold, „ich hatte nicht so-

viel Thon zur Hand und wir Künstler sind abscheulich rücksichtslose Menschen, opfern Alles einer Idee!"

„Alles?" frug Lia. Es klang so bang. Er hörte nicht den Ton.

„Alles!" wiederholte er und betrachtete seine Arbeit.

„Doch nicht das Lebensglück, Arnold?"

„Vielleicht auch das!" murmelte er und sie hörte es, obgleich sie schon halb in der Thüre war. Er sah nicht auf und arbeitete wie im Fieber.

Wenige Tage darauf stand Marina im Atelier, an der Stelle, wo sonst Lia gestanden. Sie hatte sich endlich finden und erbitten lassen, nach vielem Hinhalten und Neckten. Er bat sie, die ganze Zeit zu singen, damit er die Bewegung der Lippen und Kehle täuschend wiedergeben könne. Das war aber ein schwieriges Beginnen. Wenn sie sang, war er so gefesselt von dem Zauber dieser wunderbaren Stimme, von dem ganzen, reizenden Wesen, daß er zu arbeiten vergaß. Dann war sie müde und mußte ruhen und dann mußte er innehalten, bis sie wieder sang. So dauerten die Sitzungen lange und wiederholten sich häufig. Seine Thüre blieb verschlossen. Niemand sollte seine Sirene sehen, bis sie vollendet sei, auch Lia nicht. Wenn sie kam, ging er mit ihr auf der Veranda seines Hauses auf und ab. Das Haus lag am Hügel angelehnt und überschaute die ganze Stadt. Manchmal schweiften Lia's Blicke traurig über die schöne Aussicht hin, wenn

er in sichtbarer Unruhe und Ungeduld immer nach der Atelierthüre blickte. „Ich will Dich nicht stören!“ sagte sie dann und ging wieder.

Eines Tages sagte Marina: „Ich habe Ihre Braut sehr gut gekannt, wir waren sogar Jugendfreundinnen! Hat sie das nie erzählt?“

„Nein, nie“, sagte Arnold.

Marina lachte silbern: „Wie ihr das gleicht, immer so zärtlich und dann so vergeßlich! Aus den Augen, aus dem Sinn! Kopf und Herz wie ein Sieb, wie das Faß der Danaïden, sonst wäre sie auch nicht Ihre Braut!“

„Warum nicht?“ Arnolds Augen blitzten.

„Nun, weil sie schon Einen gern gehabt hat, sehr gern, und der Arme ist jetzt ganz verzweifelt! Aber etwas Mitleid hat sie doch mit ihm, sie sieht ihn noch manchmal, im Garten, um ihn zu trösten für ihre Untreue. Er begleitet sie auch oft hierher und wieder zurück. Ich sehe ihn täglich hier herumstreichen und auf sie warten. Sie will ihn langsam daran gewöhnen, daß sie eines Andern Braut ist.“

Marina hatte lächelnd und leichtthin gesprochen, mit einem Kräuseln der Mundwinkel und einem rastlosen Flackern in den Augen. Arnold aber brauste es in den Ohren, schwamm es vor den Augen.

„Wer hat das gesagt?“ stieß er hervor. Marina deutete auf ihre Augen und auf ihre Ohren und nickte.

Arnold warf seinen Kittel ab und griff nach seinem Hute.

„Verzeihung! Aber für heute ist mir's unmöglich, zu arbeiten! In ein paar Tagen, nicht wahr?“ Und fort war er. Marina neigte sich vor und bog den Nacken wie ein Schlänglein, ihm nachzusehen. Die Mundwinkel kräuselten sich mehr und in den Augen sprühten kalte, elektrische Funken. Plötzlich trat er wieder ein:

„Ich möchte doch gerne wissen, mit Wem ich Lia's Liebe theile?“

Marina zögerte: „Ihr schwört mir, ihm Nichts zu Leide zu thun? Ihr schwört mir, daran zu denken, daß Er der Betrogene ist? Ihr schwört mir, ihn zu vermeiden? Denn, seht Ihr, sonst komme ich nie wieder und Ihr habt mich zum letzten Mal gesehen!“

„Ich schwöre!“ sagte Arnold dumpf.

„Er ist ein armer Junge, heißt Hubert, schreibt sehr gelehrte Bücher, bei denen er verhungert und hätte nie eine Frau ernähren können. Er hat ja gar keine Aussichten! Armer Kerl!“

Arnold stürmte davon. Er fand Lia allein zu Hause und faßte sie mit eisernem Griff an beiden zarten Handgelenken.

„Lia!“ keuchte er, „ich weiß Alles! Ich weiß, daß Du eine Heuchlerin bist und komme, Abschied von Dir zu nehmen, auf immer!“

„Ich eine Heuchlerin? Seit wann?“

„O, seit immer! Thu' nur nicht so unschuldig! Die falschen Weiber haben stets die kindlichsten Gesichter, aber einmal enthüllt sich ihr Innerstes doch, und wohl dem, der es bei Zeiten erblickt! Lebwohl! vergiß mich schnell, da Du so vergeßlich bist!“

Lia stand, wie versteinert.

„Wenn Du einen Grund suchst, von mir loszukommen, so quäle Dich nicht; da, nimm mein Wort zurück, das Dir zur Last geworden, aber zu beleidigen brauchtest Du mich nicht!“

„Es ist wahr, ich war rauh, ich habe Dir weh gethan. Man muß höflich sein, auch wenn man rasen und toben möchte!“ Er verneigte sich. „Lebwohl, auf Nimmerwiedersehen!“ und stürmte hinaus.

Lia drückte beide Hände auf die Brust und rang nach Luft.

„Ich dachte es!“ sagte sie. Plötzlich fühlte sie Etwas heiß aus der Brust herauf steigen, im nächsten Augenblick strömte ihr das hellrothe Blut über die Lippen, wie ein warmer Quell.

Als die Mutter nach Hause zurückkehrte, fand sie Lia ohnmächtig; es dauerte lange, bevor das Bewußtsein zurückkehrte und noch viel länger, bis die arme Frau die Ursache des Jammers erfahren konnte. Lia lag fiebernd und hustend zu Bett, und so oft sie der Mutter den Hergang erzählen wollte, erfaßte sie Schüttel-

frost und Zähneklappern. So vergingen Wochen. Die Mutter wollte oft zu Arnold und ihn rufen. Aber Lia erlaubte es nicht: „Mein, Mutter, er wollte frei sein und ich bin zu stolz, ihn an mich zu fesseln!“

Marina wollte durchaus Lia sehen, wurde aber immer abgewiesen. Einmal, als die Mutter einige Minuten nicht da war, stand sie vor Lia, mit Thränen in den Augen:

„Ach Gott! arm Kind! So verändert! Ich hätte Dich nicht erkannt! Nein, wahrhaftig! Nur Haut und Knochen und so glänzende Augen! Ach Gott, wie leid thust Du mir!“

Lia's Nasenflügel und Lippen bewegten sich bei den raschen, kurzen Athemzügen: „freu' Dich doch“, sagte sie, „Du hast mich getödtet und alles Glück ist Dein!“

„Ich Dich getödtet! Du sieberst, Du phantasirst! Und ich weiß auch von keinem Glück! Wer spricht noch vom Modell, wenn das Bild vollendet!“

„Modell und Bild, beide zerbrochen! Beide zermalmt!“ flüsterte Lia.

„Armes Kind!“ Wieder standen Thränen in Marina's Augen.

„Geh' fort“, sagte Lia, „bitte geh' fort! Ich will schlafen!“ Sie versuchte, sich nach der Wand zu drehen, konnte aber nicht vor Schwäche und ein neuer Hustenanfall lockte die Mutter in's Zimmer, deren Blick Marina hinaus sandte, wie eine Feder vor dem Sturme. —

Wenig Wochen darauf sprach die ganze Stadt von Arnolds Verlobung mit Marina. Man war sehr erstaunt und zuckte die Achseln. „Noch bevor die erste Braut begraben, unanständig!“ sagten die Leute.

Als Marina eines Abends aus dem Atelier trat, näherte sich ihr ein sterbensbleicher junger Mann, dessen Haar wirr um die eingesunkenen Schläfen hing und dessen Augen funkelten.

„Marina“, sagte er, „wenn es wahr ist, was man spricht, siehst Du, Marina, dann werde ich wahnsinnig! Hier reißt Etwas in mir entzwei, wenn Du mir untreu wirst!“

„Sei doch vernünftig, Hubert! Wir können einander nicht heirathen, dazu sind wir Beide zu arm, und ich sage Dir, ich will heirathen, und zwar den, der mir gefällt, wenn er Dir auch nicht gefällt, und wenn Du Spektakel machst, so sage ich allen Leuten, Du seist verrückt, und ich kann Dir versichern, sie werden mir's glauben!“

Es war eigenthümlich, wie man auf einmal in der ganzen Stadt wußte, Arnold habe Lia auf einer Untreue ertappt und nach einem Wuthausbruch sie verlassen. Lia sei nicht so heilig, wie sie geschienen!

Niemand wußte, wer die Geschichte zuerst erzählt hatte; sie war da. Dennoch blieb ein gewisses Interesse für Lia, als man erfuhr, sie läge hoffnungslos darnieder. Man erinnerte sich, daß die Augen immer so

geglänzt hätten, die Wangen zu sehr geröthet gewesen und die ganze Gestalt mit den schmalen Schultern, so hoch und biegsam, immer an Schwindsucht gemahnt habe. Die Skandalsüchtigen erzählten Allerlei und über-tönten die wenigen Zweifler. Lia wurde täglich schwächer. Der Anblick dieser herrlichen Blume, die sich ohne Klagelaut zum Sterben neigte, war tief erschüt-ternd für Alle, die in das Heiligthum ihres Zimmers eingelassen wurden. Die Meisten kamen weinend heraus.

Es war der Vorabend von Arnolds Hochzeit. Er hatte sich eben angekleidet, um zu seiner Braut zu eilen, deren Polterabend sich zu einem herrlichen Künstlerfest gestaltet. Da wurde Lia's Mutter bei ihm gemeldet und noch ehe er das Wort: „Nicht zu Hause!“ ge-sprochen, stand sie vor ihm und bat ihn, unter strömen-den Thränen, einen Augenblick zu ihrer Tochter zu kom-men. „Sie wird die nächsten Tage nicht überleben. Sie möchte nur ein Wort sagen. Es hat mich nicht wenig gekostet, diesen Schritt zu thun, aber mein krankes Kind hat mich geschickt. Von sich will sie gar nicht sprechen; sie sagt, es handle sich um Ihr Lebens-glück. Sie müsse Ihnen etwas sagen, was kein Mensch hören dürfe. Sie grämt sich todt, wenn Sie nicht kommen!“

„Heute nicht, ich kann jetzt nicht — einen andern Tag!“

„Aber mein Kind ist sterbend!“

„Es gab eine Zeit“, sagte Arnold, „da wäre ich bei diesem Worte verzweifelt. Heute ist Nichts mehr, das in mir zittert! Nein, ich kann nicht kommen — lebt wohl!“ Er grüßte und schritt hinaus. Gebeugt und erschöpft trat die arme Frau bei Lia ein, deren stummen Blick sie nur mit einem Kopfschütteln beantwortete. Beide sprachen kein Wort.

Als man Arnold zum ersten Mal nach seiner Hochzeit wieder sah, war man allgemein erstaunt, ihn noch viel ernster zu finden, als er schon immer gewesen war, besonders seiner jungen Frau gegenüber war er fast finster, während sie ihm schmeichelte, ihn mit Aufmerksamkeit überschüttete und seinem Blick gehorchte, fast als fürchtete sie sich vor ihm. Sie zeigte sich viel in Gesellschaften, wo sie mit ihren Talenten glänzen konnte, unterhielt den ganzen Salon mit einem Sprühfeuer von Geist und Witz, fand dann plötzlich, ihr geliebter Mann sehe müde aus und war verschwunden, als man sie am meisten umdrängte. Bald war von Nichts mehr die Rede, als von Marina, dem zauberhaften Geschöpf, der Sirene, wie man sie nannte, seit man den Gypsabguss des Brunnens sehen durfte, der alle Augen entzückte.

Die Sirene schien aus dem Bassin emporzusteigen. Sie hielt sich mit einer Hand an dem Felsen, auf dem ein Vogel saß und zu ihr hinäugte, die andere war ausgestreckt und der leicht eingebogene Finger schien zu

locken und zu winken. Das Schönste daran war die schwellende Kehle, die geöfneten Lippen, aus denen die Töne hervorzuperlen schienen. Man sagte, bei der Nacht sänge sie ganz leise, wie ein Echo von Marina's Liedern. Wenn man das Arnold sagte, so blickte er finster die Statue an und sagte Nichts. Man schüttelte die Köpfe und meinte, Arnold sei von der sterbenden Lia verheert worden und müsse immer an sie denken, oder er habe wirklich gefunden, daß Marina zu Zeiten einen Fischleib habe und ihn mit ihren dämonischen Augen in den Tod gelockt. Oft war er geradezu barsch gegen sie, die Bezaubernde, die immer Liebenswürdige. Ein paar gute Augen der Stadt hatten gesehen, wie sie von einem Blumenmädchen ein Sträußchen gekauft und es ihm in's Knopfloch habe stecken wollen, wie er es aber weggeworfen. Das sei denn doch die umgekehrte Welt und sehr sonderbar. Man erzählte sogar Lia davon. Sie schien gar nicht erstaunt, sagte aber kein Wort. Sie sprach überhaupt nicht mehr viel zwischen den kurzen Athemzügen, und oft mußte man alle Fenster aufreißen, um ihr Luft zu verschaffen.

Eines Abends trat Arnold bei Marina ein, die für eine Gesellschaft Toilette machte: „Lia ist todt!“ sagte er. „Das habe ich schon gewußt“, war die Antwort.

„So? warum hast Du mir es nicht gesagt?“

„Weil ich auf die Todte noch eifersüchtig bin!“

sagte Marina und schmiegte sich an ihn, wie ein Käzchen. Er schob sie von sich fort.

„Laß das doch! es ist lächerlich!“

„Ja, das ist wahr!“ Marina ließ Kopf und Arme hängen, wie ein gescholtenes Kind. In seinen Augen blitzte Widerwillen:

„Ich gehe heute Abend nicht aus.“ Sofort begann Marina, sich auszukleiden.

„Wenn Du mir einen Gefallen thun willst, so laß mich allein, geh' ohne mich in die Gesellschaft. Du bist dort unentbehrlich.“

Ihr Gesicht blieb ganz freundlich: „Wie Du willst! Ich will ja nur Deinethalben glänzen!“

„Seit wann?“

„O Arnold!“

„Du hast, meines Wissens, nie Dein Licht unter den Scheffel gestellt.“

„Mich kannte Niemand! ich bin Alles durch Dich!“

„Das ist nicht wahr.“

„Pfui, welch ungalantes Wort!“

„Ich spreche es aus, was die Andern denken, bei Deinen Geschichten!“

„Aber Arnold! es ist ja Alles die reine Wahrheit, ich erzähle nur pikant.“

„Ja, sehr pikant, das ist wahr, es sticht bis in's Herz hinein!“

Und damit ging er hinaus. Marina sah ihm nach,

legte die Finger auf die Lippen und stand nachdenklich da. „Schlechte Karten!“ zischte sie. Dann fing sie einen Triller an, den sie die ganze Treppe hinunter fortsetzte, bis zur Hausthüre. Sie blieb sehr kurz in der Gesellschaft, sang entzückend, strahlte Alle an mit ihren wunderbaren Augen und verschwand.

„Schade!“ sagten die Leute, „der marmornen Sirene werden ewig diese Augen fehlen!“ „Und doch sind es Katzenaugen!“

„Tigeraugen, wenn Sie wollen!“

„Sie ist eine Teufelinne und man muß sich hüten!“

„Natürlich, sonst geht es wie mit dem Fischer, dem es kühl wurde!“

„Warum Er sie nur so schlecht behandelt? Er war doch so verliebt!“

„Er hat vielleicht die Teufelinne entdeckt und wehrt sich vor der Umarmung!“

„Unheimlich ist seine Sirene. Ich könnte mich entsetzlich vor ihr fürchten!“

Man hatte vorher von Lia gesprochen; jetzt sprach man nur noch von Marina. Die Seejungfrau siegte auch über die Todte.

Monate waren vergangen seit Arnolds Hochzeit. Aber das Glück schien seine Schwelle gemieden zu haben. Es mußte Etwas an seinem Leben nagen, das er Niemandem offenbarte. War es Reue, war es eine Er-

kenntniß, die ihm zu spät gekommen? Vielleicht quälte ihn Lia's letztes Wort, das er nicht hören wollte und das er nun errathen. Die Leute fürchteten sich vor seinen Augen, und man sagte, die marmorne Sirene, die fast vollendet war, habe etwas Höllisches im Ausdruck, wie eine Gewalt, die zum Erwürgen locke. Man redete viel, man bedauerte die liebenswürdige junge Frau, die immer schöner wurde, sowie ihre Stimme. Doch diese Stimme erfreute nur die Fremden. Arnold ging fort, wenn sie sang und sagte, er sei gar nicht musikalisch. „Aber Du singst ja selbst, alter Junge!“ rief ein Unvorsichtiger. Arnolds Stirn wurde finster: „Ich bin längst heiser und kann Recht und Falsch, gute und schlechte Musik, ächten und erkünstelten Vortrag nicht mehr unterscheiden; mir ist der Sinn abhanden gekommen.“

Marina zuckte mit den Wimpern und schob das untere Augenlid etwas in die Höhe, wodurch das Katzenauge vollständig wurde. „Ich werde Dir's immer sagen, wenn's falsch ist!“ sagte sie und lachte sehr laut.

Sie erzählte gern und gut; bei ihren Geschichten gerieth Arnold oft in heftige Unruhe, und sagte dann verlegen: „Das heißt die Sache war doch eigentlich so, Du hast sie nur etwas vergessen!“ Oder er ging hinaus. — Wenn sie allein mit ihm war, wollte sie ihm allerlei erzählen aus der Zeit vor der Ehe: „Habe ich Dich

gefragt?" sagte er dann barsch, „Ich habe nach Deiner Vergangenheit nicht gefragt und begehre Nichts zu wissen.“ Sie hatte eine erstaunliche Gewalt über sich; denn nie gab sie eine herbe Antwort, nie wurde ihr Gesicht finster, nur das untere Augenlid ging öfter in die Höhe. Ihr Haus war musterhaft gehalten, und doch erntete sie nie ein Lob dafür.

Eines Abends saß Arnold auf der Veranda und schaute auf die Stadt hinab, über die leichte, herbstliche Dünste hinzogen. Der Vollmond schien so hell, daß man hätte lesen können und die Thürme und Dächer der Stadt glitzerten aus dem feuchten Duft heraus, wie in einem Märchen. Stille ringsum. Ein Käuzchen flog gegen das mondbeschienene Atelierfenster, setzte sich dann auf einen Baum gegenüber, schrie ein paarmal und flog fort. Arnold sah ihm gedankenlos nach. Da trat Marina aus dem Atelier:

„Willst Du Deine Sirene nicht noch einmal ansehen? Morgen, in aller Frühe, wird sie geholt. Sie scheint zu leben im Mondschein.“

Arnold stand auf und ging in's Atelier. In der That, die Sirene schien sich zu bewegen, er stand wie gebannt. Da hörte er rasche Schritte die Veranda hinaufsteigen und in heftigem Tone die Namen: Hubert, Lia, Marina, Arnold. Er wurde aufmerksam:

„Aber Hubert! um Gottes Willen! was suchst Du hier bei der Nacht?“

„Dich suche ich, Du abscheuliches Weib, Du teuflische Sirene, die Lia gemordet, die Arnold betrogen und mich an Wahnsinn's Rand gebracht!“

„Ich Lia gemordet? Du bist nicht ganz klug, Hubert!“

„O, verstelle Dich doch nicht so! Ich weiß Alles, Alles! Daß Du mir untreu geworden, das war so ganz natürlich. Arnold ist ein großer Künstler, und ich bin gar Nichts. Aber daß Du ihm erzählt hast, ich sei Lia's Geliebter, Lia's, die gestorben ist vor Gram um Arnold, die rein und gut und edel war, wie die Sonne — während Du, Du! In meinen Armen hast Du gelegen und mir ewige Treue geschworen! Niemand sah es, wie der Mond und der hat geschwiegen —“

Ein furchtbares Klirren, Krachen und Dröhnen im Atelier unterbrach den Sprechenden. Marina flog hinein. Da stand Arnold mit geballten Fäusten vor der Sirene, die von Oben bis Unten gesprungen war. Der Hammer, den er ihr in's Gesicht geschleudert, war von der Wucht des Anpralls zurückgesprungen, und lag hinter Arnold, auf der Erde.

„Arnold!“ sagte Marina, „der arme Mensch ist ja wahnsinnig!“ In demselben Augenblick fiel krachend der Hammer auf ihren Kopf und sie lag verröchelnd am Boden. Eben hob Hubert den Fuß, um auf sie zu treten, da wurde er von Arnold weit zurückgeschleudert. Er brach in ein schallendes Gelächter aus:

„Du hast die falsche Sirene kaput gemacht, ich wollte Dir nur zeigen, welche die Rechte* wäre, weil Du so unvernünftig bist, ein bischen verrückt! Nun ist an Dir die Reihe, mich hat Lia geschickt, sie zu rächen!“

„Nur schnell!“ sagte Arnold und neigte den Kopf dem erhobenen Hammer entgegen. Der Wahnsinnige ließ ihn fallen.

„Nein, nein, so nicht, die Geschichte wird besser, wenn ich den Leuten sage, daß Du Lia gemordet und dann die Sirene; dann giebt es eine schöne Hinrichtung auf dem Marktplatz, bei der ich tanzen kann! Ich werde Alles erzählen! Alles, Alles und werde ihnen zeigen, wie ich sie vorher, vor Dir geküßt habe!“ Bei diesen Worten flog er der Sirene um den Hals und küßte sie unaufhörlich. Arnold machte eine Bewegung des Entsetzens; dann wandte er sich und floh in die Nacht hinaus, er wußte selbst nicht wohin. —

Der Mond schien noch lange in's Atelier, in welchem der Wahnsinnige nun allein hauste, die ganze Nacht. — Als in der Frühe die Leute kamen, fanden sie die todte Marina im Arm der geborstenen Sirene und Hubert, der in einer Ecke saß und sie angrinste. „Sie hat falsch gesungen“, rief er, „und das hat ihn verrückt gemacht!“

Man konnte niemals erfahren, was sich zugetragen; denn Niemand hatte es gesehen als der Mond und der schwieg still.

Von dem schönen, schweigsamen Bildhauer mit der finstern Stirn hörte man viele Jahre Nichts mehr. Man wußte nicht, ob er noch lebe. Da kam eines Tages eine wunderbare Statue an, für Lia's Grab, aus fernem Süden; kein Name stand dabei und die Leute, die sie gebracht, sagten, sie sei vom Maestro Liarno, dem großen Künstler mit den weißen Haaren.

Es war die Nixe wie sie einst gewesen, nur statt dem Wasser ringelte sich eine Schlange aus dem Felsen in das Blatt, das die zarten Hände hielten. Lia's Mutter weinte viele heiße Thränen vor dem Steinbild, dem Alles gegeben war von Schönheit und Liebreiz — nur kein Leben!

Schlimme Geschichte.

Vignette.



Das Schönste und Beste, was es im ganzen Erdenleben giebt, ist die Ferienzeit; es ist beinahe der Himmel auf Erden — beinahe, nicht ganz: denn an diesem Himmel schwebt eine Wolke, die immer dichter und dunkler wird, je schneller das Ende der schönen Zeit heranrückt, und diese Wolke heißt: Ferienaufgaben! — Wenn aber die Ferienzeit eine Reise nach England und einen Aufenthalt in London in sich schließt, in London zur Zeit der ersten großen Ausstellung, so grenzt es schon an's Märchenhafte, wenn nur die abscheuliche kleine Wolke nicht wäre! Diese Wunder! ein wirklicher Crystallpalast, den man anrühren kann, mit lebendigen Bäumen drin, besonders einer prachtvollen Eiche, die hineingebaut ist und an ihrer alten Stelle im Boden wurzelt! Und dann die ganze Geschichte von Reinecke fuchs in wirklichen ausgestopften Thieren, die

man nur leider nicht anrühren darf. Und dann die Bazars, in die man hineingehen, mit einem Geldstückchen sich ein ganz kleines Püppchen kaufen kann mit einem wirklichen Bettchen von rosa Cattun und nebenbei die prachtvollen Puppen betrachten darf, die aussehen wie wirkliche Kinder. Das Schönste aber von Allem bleibt doch der zoologische Garten. Das köstliche Grausen, wenn man sich Nummer Sicher weiß und dabei die Anthiere so fürchterlich brüllen und uns ganz gewiß auffressen würden, wenn nur einer der Eisenstäbe zerbräche! Nachts malt man sich das aus, wie das wirklich geschieht, man hat ja die Klapperschlange gestreichelt, die der Wärter festhielt. Wenn er sie aber nicht so festgehalten hätte, so wäre man ganz gewiß umwunden und erstickt worden. Natürlich kann man gar nicht schlafen bei solchen Gedanken, wie sehr man auch die Augen zudrückt. Und zu Hause ist es nicht übel, wenn auch etwas fremd in Sufferplace. Es sieht aus wie ein sehr großes Haus, sind aber viele kleine Häuser, von denen jedes einen Ausgang in den großen Garten hat. Der Garten ist doch sehr groß gewesen, in dem zwei Duzend Kinder umherliefen, zusammen oder getrennt. Es war ein kleiner Kummer für Hedi, nicht mit den fremden Kindern spielen zu dürfen, aber doch nur ein kleiner, denn sie hatte einen Bruder, mit dem sie doch am liebsten spielte, solche phantastische Spiele, solche Kriegszüge und Schlachten und Räuber und ent-

setzliche Gefangenschaft und Slaverei, und Schiffe und Eisenbahnen, — sie waren solche Helden! Die Wirklichkeit war reine Kinderei gegen die großartigen Ereignisse in dem Garten. Aber die Wolke, die schlimme Wolke hing auch über Hedi's braunem Lockenköpfchen mit den rothen Backen zum Hineinbeißen und den großen blauen Augen, die so vor Uebermuth tanzten und glitzerten, als wollten sie aus dem tollen Köpfchen hinaushüpfen, noch viel geschwinder als die Beine, die laufen konnten, als wären sie vom Bogen geschneilt. Für solche Augen ist es natürlich ungeheuer schwer, auf deutsche und englische Wörter zu schauen, und wenn man auch die dicken Händchen ganz steif macht, um die Kleckse zu vermeiden und die Zunge herausstreckt vor Aufregung. Und in diesem irdischen Jammerthal gäbe es auch gar keine Thränen, wenn es keine Zahlen gäbe. Aber mit den Zahlen ist das Paradies zu Schanden geworden, keineswegs durch den Apfel! Und nun giebt es Thränen und Nachsitzen und Seufzen, blos weil ein Mensch gemeint hat, man müsse zählen, was man hat und nicht hat. Gewiß, die Zahlen sind allen Uebels Grund und Anfang! — Nun ist noch gar eine sehr ernste Strafe angedroht, wenn die Arbeiten nicht besser werden. Und seit einiger Zeit ist eine dicke alte Engländerin im Hause, die eigentlich gar keine Gouvernante ist und sich doch um Erziehung bekümmert, blos weil sie viele Kinder hat. Die hat ganz neue fürchterliche

Strafen erfunden, die auszudenken die geängstete Kinderphantasie gar nicht im Stande ist. Nein, nur heute eine ernstliche Anstrengung! Dann, in einer Stunde wird sie eintreten, und wenn wieder Nichts gemacht ist, dann kommt das furchtbare Unbekannte, kann es schlimmer sein, als Schläge? Es kann doch nichts Schlimmeres geben als Schläge! Also schnell die Fingerchen krumm, die Zunge heraus, das Köpfchen schief, damit ja nur ein Auge auf's Papier gukt. Aber ach, wenn man sechs Jahre alt ist, giebt es der Versuchungen so viele und der Wille ist noch so schwach. Natürlich, wenn man groß ist, so giebt es keine Versuchungen mehr und man macht nie etwas Schlechtes, das ist sicher. — Hedi saß im Salon ebener Erde, wo drei große Fenster im Bogen auf den Garten hinaussehen. Auf einmal erklangen draußen Kinderstimmen. Hedi wollte sich nicht umsehen, aber sie sah sich doch um, da standen die Kinder von Sufferplace vor dem Fenster und sahen sie an. Hedi durfte nicht mit ihnen sprechen und duckte sich schnell auf den Tisch hinunter, so daß sie sie nicht mehr sehen konnte. Da erscholl ein vielstimmiges Gelächter. Hedi mußte doch sehen, warum sie so lachten und streckte sich wieder, um mit ihren Schelmenaugen gerade über den Fensterrand alle die lachenden Gesichter zu erblicken, die sie ansahen. Schnell duckte sie sich wieder. Da ward der Jubel groß: „Come up, little girl!“ schrieen die Kinder, „Come up,

little girl!" Sie streckte sich. „Go down, little girl!" scholl es vielschallig. Hedi duckte sich. „Come up, little girl! Go down, little girl!" So ging das „Komm' herauf, kleines Mädchen" und „Geh' herunter, kleines Mädchen" fort und fort, Niemand wußte wie lange, es war zu prachtwoll. Hedi fühlte ein unendliches Behagen, mit ihrer kleinen Person die ganze Schaar zu beherrschen und zu unterhalten. Die Uhr tickte so laut sie konnte, aber Hedi hörte sie nicht. Die Zeiger zeigten so arg sie konnten, aber Hedi sah sie nicht. Wie Alles umsonst war, hob die Uhr recht laut zum Schlagen aus. Das wirkte! Noch zwei Minuten! Sie ließ die Kinder schreien, bis sie müde waren und davonliefen, schrieb zwei Wörter und machte einen großen Klecks, denn eben erscholl eine Thüre, Schritte kamen den Gang entlang, die Salonthür ging auf und herein trat in ihrer ganzen Höhe und Dicke die gefürchtete Person mit den stechenden schwarzen Augen. Sie warf nur einen Blick auf das Hest und ohne ein Wort zu sagen, nahm sie es mit. Hedi stand in banger Erwartung und sah aus dem Fenster, das eben noch so lustig ausgesehen, es kam ihr nun ganz trostlos vor. Da erschollen wieder Schritte und sie wurde hinüber citirt. „Hedi, was hast Du gemacht in dieser Stunde?" Zitterndes Schweigen. „Ich frage, was Du gemacht hast?" „Nichts!" „Ja, das seh' ich, aber warum?" „Ich sah zum Fenster hinaus." Das war doch ganz wahr! —

„Du weißt, daß Du gestraft wirst, so gestraft, daß Du daran denkst!“ Hedi zitterte. Es mußten doch Schläge sein. Sie dachte an des Vaters Stöckchen und ihr Herz schlug fast hörbar. „Du gehst hinunter, das Weitere wirst Du sehen.“ Daß Hedi die Stufen fand, war ein Wunder, und daß sie nicht hinunterstürzte, war dem festen Griff der Engländerin zu verdanken, die sie am Arm hielt. In ihrem Zimmer mußte sie sich vollständig auskleiden, dann bekam sie ihr Nachthemdchen an, vernahm die Worte: „Wenn Kinder ihre Aufgaben nicht machen können, so sind sie krank, und wenn sie krank sind, so müssen sie in's Bett und bekommen nur Wassersuppe.“ Damit ging die Thüre zu, und Hedi war allein mit wogendem Blut und pochendem Herzen im stillen Zimmer, im Bett mit geschlossenem Vorhang, am schönen Sommertag mit wirklichem Sonnenschein, ohne Nebel! Einen Augenblick standen die Pulse ganz still, die vorher so fieberhaft geklopft. Sie war so erstaunt. Zuerst wußte sie gar nicht, was sie dachte, sie dachte gar Nichts. Es war so neu, so sonderbar! Krank sein! Hedi war noch nie krank gewesen und bei Tage im Bett liegen, das hatte sie nie gekannt. In Güte und Strenge hatte man das nicht erreichen können. Diese strotzende Kraft war kaum zu bändigen und nun lag sie ganz still, zu Bett! Auf einmal fiel ihr ein, was wohl geschehen wäre, wenn man das „Come up, little girl!“ gehört und erfahren, daß sie noch obendrein ungehor-

sam gewesen. Sie wagte nicht zu denken, was dann geschehen wäre. Aber das Gewissen frug ganz streng, gerade wie ein erwachsenes Gewissen, ob man die lautere Wahrheit gesprochen, ob man das Wahrheit nennt: Ich habe aus dem Fenster gesehen! wenn ich nicht sage, was vor dem Fenster war. Freilich, gesprochen hatte man kein Wort, aber gespielt! Doch gespielt! Nein, das war doch nicht gespielt, wenn man nicht rennt und nicht spricht! Und doch, ist das nicht gespielt, wenn man sich duckt? Warum waren auch die Kinder gekommen! Es waren sehr häßliche und schlecht erzogene Kinder, denn die Mutter erlaubt nicht, daß man mit ihnen spielt. Sie sind gewiß schmutzig! Sie schrieen und lachten so laut, nicht wie wohlerzogene Kinder. Hedi hatte das Gefühl, daß sie polichinelle gewesen und wurde ganz heiß! Ja, wie heiß hat man im Bett, zum Ersticken! Man dreht sich herum, aber gleich ist's da auch heiß. Je öfter man sich herumdreht, je heißer wird es, ganz unerträglich. Bald giebt es keine kühle Stelle mehr im ganzen Bett und die Füße brennen, gerade wie Feuer. Da probirt man, den Kopf nach unten zu legen und die Füße hinaus auf's Kissen, dann unter das Kissen. Und wie Alles nichts hilft, legt man sich quer und drückt sie gegen die Wand. Da werden sie mit einem Male eiskalt, dafür aber die Backen um so heißer. Der ganze Kopf brennt. Nein, so geht es nicht. Man muß sich Geschichten ausdenken,

dann vergeht die Zeit. Aber die sonst so überreiche Phantasie war heute vollständig abhanden gekommen. Dafür erschien das Gewissen immer wieder und hielt schreckliche Predigten: „Weißt Du noch, neulich hast Du genascht! Nicht wahr, Niemand weiß es, aber ich weiß es! Und dann hast Du den Hund gefüttert und immer kleine Stücke Kuchen heimlich selbst in den Mund gesteckt. Niemand sah es, nur ich! Und weißt Du noch, hinter der Dicken hast Du die Zunge herausgestreckt, und wie sie sich herumdrehte, warst Du ganz freundlich. Und wie Ihr spieltet, Du und Dein Bruder, da habt Ihr mit kleinen Hölzchen einen Kreis um den Orangenbaum gemacht und da guckt der Hausbesitzer zum Fenster heraus, klopft furchtbar und droht mit dem Finger! Herr Gott, sind wir erschrocken! Wir haben's Niemand erzählt, aber Hedi wartete täglich darauf, daß der schreckliche Mann kommen würde und sie in's Gefängniß stecken und jede Nacht, noch Jahre nachher, sieht Hedi den Befürchteten mit einem dicken Stock hinter ihr herlaufen. Seit ihr die Geschichte eingefallen, sind nicht nur die Füße, sondern auch die Hände eiskalt geworden und der Kopf glüht immer mehr. Dann fängt das langweilige Tapetenmuster an, sie anzustarren, so grau, so einfältig, oben, unten, hier und dort, immer dasselbe, das unleidliche Muster! Hedi hat im Leben die Tapete nicht vergessen, so unangenehm machte sie sich an diesem Tage, aber sie brachte doch das Gewissen zur Ruhe.

Da, wie es ganz stille ist, geht die Thür auf und herein tritt die dicke Engländerin mit einem Teller Wassersuppe. „Pfui tausend!“ sagt sie, „was für ein häßliches kleines Mädchen! So faul, so unordentlich in dem zerwühlten Bett!“ Und das Gewissen war richtig wieder da, verbitterte die Brotsuppe und blieb, als die Engländerin fort war. „Du hast doch halb gelogen!“ sagte es von Neuem. Nun war die Sonne fortspaziert und das unfreundliche fremde Zimmer im fremden Hause wurde düsterer. Es war schon an hellen Tagen nicht hell, aber nun noch mit dem Vorhang, wie düster! Wie langweilig! Nein, wie langweilig! Es war zum Sterben! Draußen klangen manchmal Töne, auch dumpfes Wagenrollen, immer daselbe. Dann ging man im Hause die Treppe hinunter, ein Wagen fuhr vor, die Hausthür ging auf, dann fiel der Schlag zu, dann die Hausthür und dann war es todtensstill, nein, aber so still, daß Hedi Angst hatte, sich zu bewegen. Die Stille konnte es hören. Sie machte die Augen zu und wollte schlafen. Umsonst, sie schlief ja niemals! — Die Nachmittagsstunden hatten wirklich kein Ende. Sie fühlte sich beinahe krank. Endlich wurde es im Hause wieder lebendig, aber Hedi blieb allein. Ein Gefühl von Bitterniß überkam sie. Sie biß die kleinen Zähne zusammen, ballte die Fäuste und schlug gegen die Wand, zuerst hart, dann leise, weil es weh that. Jetzt trat die Dämmerung ein. Hedi fürchtete sich immer in der Däm-

merung, heute aber viel mehr als sonst, in der schrecklichen Einsamkeit. Sie hatte jeden Abend das Gefühl, als setzten sich alle Möbel in Bewegung und kämen auf sie zu. Heute viel mehr. Alles schwankte und der große Schrank war schon ganz nahe. Sie kroch tief unter die Decke. Da schlug aber ihr Herz so stark in den Ohren, daß es war als raschelte und rutschte etwas vor dem Bett herum. Sie schwitzte vor Angst. Das war gräulich: besser den Kopf draußen, dann hört man nicht so dumme Geräusche. Es wurde immer dunkler, die Gegenstände immer größer und unförmlicher. Ganz bekannte Dinge, ein Schlafrock, ein Kleiderstoch, ein Sessel bekamen Gesichter und Bewegung. Hedi mußte starr hinsehen und je mehr sie starrte, je merkwürdigere Dinge sah sie. Endlich wurde es Nacht und weil sie immer noch sehen wollte und immer mehr starrte, sah sie ihre eigenen Augensterne vor sich leuchten. Das war zuerst sehr gruselig, dann aber sehr merkwürdig und mußte wieder und wieder probirt werden, bis die Augen schmerzten. Da hätte Hedi beinahe geweint. Aber Hedi weinte nie. Noch eine kleine Weile, da kam Lichtschein und Schritte. Als die Thüre aufging, schloß Hedi die Augen ganz fest. „Sie schläft!“ hörte sie sagen. Ihr schlug die Ader am Halse. Man wartete, man flüsterte, Hedi rührte sich nicht. Endlich ging man fort, endlich, — und Hedi brauchte nicht um Verzeihung zu bitten, denn das konnte Hedi nicht!

Die Glücklichen.

Stilleben.

Roman in drei Bänden.



Band I.

Und sie kriegten sich, das heißt, sie hatten sich schon gekriegt; sie saßen beständig vor einander oder nebeneinander, hielten sich die Hände und sahen sich in die Augen. Sie waren so glücklich, daß sie manchmal ganz still wurden und seufzten, als könnten sie es gar nicht ertragen. Es war auch eigentlich nicht zum Ertragen! Er hatte sehr viel Geld, sie hatte sehr viel Geld! er war ein schöner Mann, und sie ein wunderhübsches Mädchen, mit lebhaften schwarzen Augen, einem kleinen feinen Mund, voll Willen und Energie und krausem dunkelm Haar. Er war blond und ruhig und gutmüthig wie ein großer Hund, obgleich er ein Bureau hatte mit vielen Schreibern darin und so grausam viel Geld. Er hatte auch sehr schöne Ringe an und eine blitzende Busennadel und sie hatte ihm eine Uhr mit ihrem Portrait in Emaille geschenkt, mit einer dicken

goldenen Kette und einem Medaillon mit ihren Haaren. Sie bekam jeden Tag ein neues Armband, ein Bouquet und eine Schachtel mit Bonbons. Und während ihre kleinen weißen Zähne die Bonbons knusperten, frug sie nach den letztangekommenen Trouffeauegegenständen von Worth, probirte sie an und hätte sich beinahe geärgert, weil eine Taille einen Centimeter zu weit war — eine unverzeihliche Nachlässigkeit, wenn man 51 Centimeter Taillenweite hat, einem 52 anzudichten! was der Mensch nur eigentlich gedacht haben mag! „Er“ wurde gerufen und mußte es auch unverzeihlich finden, was er pflichtschuldigst that. Das beruhigte sie sehr. Nichts konnte sie so beruhigen, als wenn man ihrer Meinung war, und Nichts konnte ihn so beruhigen, als wenn man für ihn dachte und entschied. Wie hießen sie denn eigentlich? Er hieß Edgar und sie hieß Valérie, so hübsche Namen hatten sie noch außer ihrem Gelde! Nur Eines fehlte: ein „Von“ und ein Wappen. So hatten sie wirklich noch zwei Wünsche, sie wünschten sich das „Von“ und das Wappen, und dieses zu erreichen, blitzten ihre schwarzen Augen verheißungsvoll. Sie durfte sogar Anbeter haben. Edgar war gar nicht eifersüchtig, so sicher war er ihrer unbegrenzten Liebe. Er durfte aber keine andern Götter haben neben ihr; denn Valérie war sehr eifersüchtig. Und sie war vollkommen in ihrem Recht, wenn sie alle und jede Aufmerksamkeit verlangte; denn sie war oft die Hübscheste, meistens die Reichste

und immer die Gefeiertste und Edgar, der viellbeneidete Mann, hatte die kleine feste mit dem diamantenen Schloß am goldenen Thor erstürmt und war als Sieger darin eingezogen, um sofort als Sklave darin gefangen und behandelt zu werden. Draußen schweiften die Hungrigen herum und nährten sich von den Brosämlein der kleinen, beringten, energischen Hand, mit den flirrenden Armbändern: „Anbeter sind bequeme Thiere“ meinte Valérie; „man muß sie nicht verscheuchen, so lange man sie brauchen kann!“ Edgar war natürlich ganz ihrer Meinung, was sie sehr beruhigte; denn wenn er nicht ihrer Meinung gewesen wäre, so hätte sie doch Anbeter gehabt, was dann zu einem Wortwechsel hätte führen können. Die Hochzeit war natürlich so schön, daß nicht nur die ganze Stadt, sondern alle Zeitungen des In- und Auslandes davon sprachen. Valérie's Vater hatte alle Berichterstatter eingeladen und sie reich beschenkt. Die Braut strahlte. Der Bräutigam strahlte sie wieder.

Band II.

Valérie hatte nicht mehr 52 Centimeter Taillenweite, dafür aber ein „Von“ und ein Wappen, nicht ein Wappen, nein, hundert Wappen, Wappen über der Thüre, im Vestibül, Wappen auf jedem Wagenschlag und auf allen Livreen, Wappen in den Damastapeten ihres Schlafzimmers, in den Holzschnitzereien ihres

Speisesaals, Wappen auf Silber und Glas, Wappen auf Porzellan und Weißzeug und Wappen in Papier und Siegel! Sie hatte nicht mehr 52, nicht mehr 62, nicht mehr 72 Centimeter Taillenweite, dafür aber zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, gerade wie sie es sich bestellt hatte und damit war es dann genug. Valérie war die zärtlichste Mutter! zwei Mal des Tags kamen die Kinder herunter, einmal zum zweiten Frühstück, was für die Eltern das erste war, da sie nie vor 11 Uhr aufstanden, und dann schön gekleidet nach dem Diner. Sie hatten Sammetkleider und alte venezianische Spitzen und große dunkelrothe Plüschhüte wie Wagenräder und man fand sie demzufolge außerordentlich schön, wie alte Bilder, auch ein wenig vergilbt, wie diese, da sie nicht viel an die Luft kamen, aus Furcht, sie könnten sich erkälten. Wenn sie nur in ihren Zimmern waren, bei gut geschürter Luftheizung, die Gänge wie Backöfen, so war Valérie beruhigt. Edgar bewunderte sie immer noch und sie bewunderte Edgar immer noch: „Ist er nicht ein schöner Mann geworden?“ sagte sie den bewundernden Freundinnen, die keine Wappen hatten.

Band III.

Valérie hatte sich so nach allen Seiten hin abgerundet, daß sie mehr kugelte als ging; aber ihr Mann war Geheimerrath und sie Geheimeräthin und ihr Sohn

hatte seine Cousine, eine Millionärin, geheirathet und ihre Tochter hatte einen reichen Mann bekommen, ihr Sohn hatte einen etwas geisteschwachen Sohn. Aber Valérie dachte, daß er viel Geld und eine gute Frau bekommen würde und beruhigte sich. Ihre Tochter hatte zwei häßliche Töchter. Aber Valérie dachte, daß sie viel Geld und reiche Männer bekommen würden und beruhigte sich. Edgar war auch immer nur damit beschäftigt sie zu beruhigen, mehr als je, da es bei ihrer Corpulenz nicht unbedenklich gewesen wäre, sie aufzuregen. Sie luden alle Prinzen und Minister zu Tisch ein; sie gaben Bälle, bei denen der Chor aus dem Theater den Walzer sang und die erste Militärmusik die Polka spielte und zu welchen sie Extrazüge mit Rosen, Camilien und Veilchen aus Nizza kommen ließen.

Und auf den Chaussees und zu den Rennen wurde in den prachtvollsten Kaleschen gefahren, mit den schönsten Pferden, so schönen Pferden, daß die Herren ansingen, die beiden Enkelinnen, die mit der Großmutter ausfahren, „gar nicht so übel“ zu finden, und ihnen allerhand Aufmerksamkeiten zu erweisen, bis die Beiden zuletzt wirklich glaubten, sie seien hübsch. Und was kann es Glücklicheres geben, als zu glauben, man sei hübsch, nachdem man stets das Gegentheil gedacht und gehört. Die Großmutter sagte: „Vor den Mund der Einen und vor die Nase der Andern halten wir ein Milliöndchen, wollen seh'n, ob sie nicht anbeißen!“ Und siehe, nicht

Ein freier erschien für Jede, nein zwölf, vierzehn, achtzehn freier! Die jungen Damen sprachen nur von ihrer Menagerie und wurden so wählerisch, daß Valérie sich einmal beinahe geärgert hätte, worauf den Dämchen bedeutet wurde, die Großmama dürfe sich nicht ärgern, sonst bekäme sie einen Schlaganfall, und das wäre ja ein Unglück! Und ein Unglück dürfe in dieser Familie nicht passieren. So wurden sie an einem Tage getraut, Valérie beruhigte sich und sie waren sehr vergnügt, Launen haben zu dürfen. Denn wenn ihre Eheherren ein wenig Einsprache gegen diese Launen erheben wollten, so sagten sie: „Wir haben sie ja bezahlt!“ — Und die andern jungen Frauen beneideten sie um ihre einfältigen Männer und ihre Launen; denn sie konnten keine bezahlen und mußten deshalb unterthan sein, nach dem Gebot. Die Gebote sind aber nicht für reiche Leute gemacht. Die brauchen sie nicht, da sie sich von Allem loskaufen können. Deshalb trachte ein Jeder, daß er reich werde, auf daß er glücklich sei.

Die Blutbuche.

Landschaft.



Ein herrliches Fleckchen Erde ist der Park von Nothhausen. Er liegt an einem Hügel angelehnt, im Windschutz. Zu den Füßen der Riesenbäume schlängelt sich die Wied, über welche die älteste Kettenbrücke in Europa, die sogenannte Zitterbrücke führt. In nächster Nähe raucht und flammt und dröhnt die schwarze Masse des alten Hüttenwerks, genannt Rasselstein. Drüben über der Wied liegt Niederbiber am Hügel, der ein Castrum romanum gewesen. Der Thurm der alten Kirche ist ein Römerthurm. In der Kirche liegt der Graf Hermann von Wied, Erzbischof von Cöln, begraben, der ein hochgelahrter Herr war, ein Freund von Luther und Melanchthon, mit denen er in Briefwechsel gestanden. Auf das Grab dieses berühmten Vorfahren führte die Fürstin Luise zu Wied, die Dichterin und

Freundin von Ernst Moritz Arndt, ihren Sohn Victor, als sie von den Franzosen verjagt wurden, und ließ den 17jährigen, blondlockigen Jüngling, ihren Liebling, schwören, nie den Degen einzustecken, so lange noch ein Feind auf deutschem Boden stehe. Den Schwur hat er mit dem Leben bezahlt, wie anders wo zu lesen ist.

Zwischen Niederbiber und dem Rasselstein ist ein Brunnchen, das Marienbrunnchen heißt und deshalb heilkräftig ist, besonders für Augenleiden. Das Brunnchen trägt aber nicht von der Mutter Gottes seinen Namen, sondern von der Fürstin zu Wied. Was thut das im Volksglauben! Das Wasser ist heilkräftig. Durch Obstbäume und Weingärten und unzählige Dörfer schlängelt sich „die Bach“ dem Rheine zu und der Park liegt in träumerischer Ruhe, von Nachtigallen durchflötet, feucht, schattig, mit üppigem Aufwuchs und allenthalben blühenden Dolden, die dort eine unglaubliche Höhe erreichen. Nur beim Schützenfest haben die Nachtigallen und die Blumen viel großen Verdruß! — Wo es am allerstillsten ist, auf einer kleiner Wiese, die in feierlichem Rund von himmelhohen Lärchen, Eichen, Eschen und Weiden eingeschlossen ist, ragt einsam und vornehm eine Blutbuche empor. Beinahe schwarz breiten sich ihre Blätter aus und nur der Sonnenstrahl, der sich hindurchstiehlt, läßt sie purpurn erscheinen. Es sieht aus, als hätten sich die andern Bäume von ihr zurückgezogen, ob aus Ehrfurcht oder aus Widerwillen, —

wer kann es sagen. Es ist ein herrlicher Baum, und wenn mein Vater sagte: „Jetzt gehen wir zur Blutbuche!“ da zog uns immer eine Andacht in's Herz, als gingen wir in die Kirche. Nun, ein Pantheon ist es auch, der Form nach und die Blutbuche steht auf der Stelle des Opferaltars. Vielleicht weiß sie, warum sie so roth ist. Ich habe sie ganz deutlich reden hören von einer sehr alten Geschichte, und zwar, weil die andern Bäume sie schalten, sie sei anders wie alle Andern, sie sei kein natürlicher Baum und fremd in der Heimath. Da schüttelte die Buche ihr düsteres Laub und begann also:

„An einem wundervollen Frühlingstag kam ein junger Wanderer vom Rhein die Wied heraufgegangen, bis hierher. Damals führte ein hölzerner Steg über die Bach, die hochaufgeschwollen und ganz wild war. Der Wanderer blieb längere Zeit auf der Brücke stehen und schaute in das wirbelnde Gewässer. Er trug eine braune Sammetjacke, mit Blaufuchspelz verbrämt, auf den blonden Haaren ein grünes Barett mit herabwallender Feder und auf dem Rücken eine Laute. Die Weiden wollten wenigstens mit ihren Schatten den schönen jungen Mann erreichen, der so leicht an dem dünnen Stamme lehnte, dem Geländer, das ausah, als müßte es dem kleinsten Drucke weichen. Da kam ein Glitzern und Leuchten die Bach herab. Der Wanderer spähte mit Falkenaugen hin und sah ein Floß, aus

höchstens drei bis vier Baumstämmen nothdürftig geschlungen, darauf eine herrliche Mädchengestalt, die mit einer langen Stange das Floß lenkte und mit rasender Schnelligkeit vorantrieb. Sie war in grünen Sammet gekleidet. Das Gewand war mit goldenen Ketten, an denen ein reich mit Steinen besetzter Dolch blitzte, heraufgenommen. Darunter schaute ein lichtblaues Seidengewand hervor. Eine Last von dunkelbraunen Zöpfen lag im Nacken, von dem breiten, lichtblauen Hute, aus dessen Schlitzen dunkelrother Atlas hervorschaute, beschattet. Sehr gerade dunkle Brauen begegneten sich fast über der feinen, ebenfalls geraden Nase. Tiefliegende Augen leuchteten so blau wie Benzianen und die kühn geschwungenen Lippen ließen von Zeit zu Zeit herrliche Zahnreihen blitzen. Am Ufer entlang sprengte ein junger Reiter auf einem prachtvollen schwarzen Hengst. Er war in dunkelblauen Sammet gekleidet und ein rother Mantel flatterte von seinen Schultern, auf denen er mit einer reichen Kette gehalten war. Er trug weiche Lederstiefel mit langen Radsporen, die er dem schäumenden Thier in die Flanken setzte, weil es vor dem Steg scheute. Das junge Mädchen lachte ein kurzes, innerliches Lachen, nur zwei oder drei melodische Töne und sah zurück. In dem Augenblick gab sie auf des flusses Drehung nicht Acht und ihr Floß fing sich am Ufer, gerade unter dem Steg. „Jutta!“ rief von Oben der Wanderer, indem er sein Barett schwenkte.

„Jutta, das seid Ihr! Aber wer bin ich denn?“ Das junge Mädchen sah empor; einen Augenblick war es, als zögen sich die Augen tiefer in den Kopf zurück, im nächsten Augenblick rief sie mit Glockenstimme: „Heinrich! Heinrich von Osterdingen, bei Gott, und kein Anderer!“ Jetzt hatte der Reiter sein Pferd gebändigt, ritt dicht herzu und, mit starker Hand das stampfende, sprühende Thier haltend, reichte er die andere dem Wanderer, der rasch den Steg verließ. „Aber ich, wer bin ich?“ frug der Reiter. „Nun, Ihr werdet wohl der liebwerthe Vetter der schönen Jutta sein, Almann von Sayn, der wilde Geselle!“ „Richtig! Und eben waren wir wieder auf einer wilden Partie. Jutta hat das Floß gebaut und gewettet, sie werde vor mir im Rhein anlangen und Du siehst, Heinrich, ich habe aus Galanterie mein Pferd zurückgehalten!“ „Nein, das ist zu arg, Du Prahlhans!“ rief Jutta, die eben am Ufer heraufkam, den weiten Lederhandschuh auszog, um Heinrich die schöne Hand zum Kuß zu reichen und mit einem Sprung den festen Boden betrat. Sie streichelte den Hengst, nannte ihn Selim, ihren Selim; denn das Pferd gehöre ihr, da sie die Wette gewonnen! „Keineswegs!“ rief Almann, „das ist durchaus nicht entschieden! Euer Liebden waren festgefahren!“ „Weil Euer Liebden beinahe stürzten!“ „Aber ich stürzte nicht!“ „Und ich wäre schon längst frei!“ „Aber bei der Biegung hätten Euer Liebden Zeit verloren!“ „Und

bei der Stromschnelle Selim den Athem; da wäre ich nur so hinuntergerast!" „Zu spät! ich hätte Vorsprung gehabt!" „Lebwohl Selim!" sagte Jutta, mit einem leichten Schlag auf des Thieres Hals, für ein ander Mal! Kommt Ihr Herren, hinüber in's Wäldchen, da wollen wir ruhen!" „Ich bin wieder Spielverderber!" meinte Heinrich, während Almann vom Pferde sprang und es festband. „O bewahre!" rief Jutta, „wißt Ihr denn nicht, wie wir uns immer gestritten haben, Almann und ich und dann sagte ich: „Nie werde ich Deine Frau!" Und dann weinte er." „Gar nicht! ich weinte nie! Was fällt Dir ein. Ich sagte: So? dann nehm' ich eine Andere! und pfiß ein Liedchen, worauf die kleine Jutta ein rothes Köpfschen bekam und mir eine schallende Ohrfeige versetzte!" „Ach! glaubt's nicht, Heinrich, er rühmt sich! Wo hätte ich denn meine fürstliche Hand so erniedrigt!" „Oho! bin ich denn Euer Liebden Lehnsmann?" „Ich meinte ja nicht die Wange, ich meinte die Handlung! Aber wo wart Ihr denn, Heinrich, seit Ihr den Rhein verlassen?" — „Ich war überall!" „Auch bei den Heiden?" — „Beinabe!" — „Nun dann setzt Euch her, an den Uferrand, hier in den Schatten, wo wir die Pferde kommen sehen und erzählt, und dann reitet Ihr mit uns nach Burg Wied hinauf, nach der neuen Burg, die mein Vater lieber hat wie die alte Burg dort oben, wo kein Mensch hinkommt. Wir wohnen jetzt immer Unten. „Ist Graf

Meffried immer noch so frisch und munter?" „O gar fehr! Und mein Bruder Arnold will in's gelobte Land und Bruder Friedwart denkt nur an die Jagd. Nur Bruder Gotthold liest Latein, er wird vielleicht ein geistlicher Herr und ich muß ihm die Hand küssen, das wird drollig!" „Und die einzige Schwester ist immer noch Aller Augapfel!" „furchtbar verwöhnt!" rief Almann. „Ich sage Dir, Heinrich, sie ist überhaupt so vergöttert, daß ich mir in alle Zimmer Kissen bestellt habe, um ohne Leiden in ewiger Anbetung verharren zu können!" „Ihr seht, Heinrich, wie weit das her ist, die Anbetung mit meinem armen Selim!" „Mein Selim! immer mein Selim! Nicht wahr, Heinrich, Wette ist Wette!"

„Ich würde von Vorn anfangen!" meinte der Sänger, „und diesmal will ich das Ruder führen!" „Und mich in's Wasser werfen? Lieber nicht! Aber nun erzählt!" Die drei jungen Leute setzten sich dicht zusammen, unter den Schatten einer gewaltigen Eiche und Heinrich erzählte vom Rhein und von den Alpen, von Thüringen und von Böhmen. Er gab auch zu verstehen, daß er nicht unbedeutende Eroberungen gemacht und mancher Seufzer aus manchem Schloß ihm nachgeflogen. Dann drohte ihm Jutta mit dem Finger. Er hatte eine Fülle von weichem, blondem Haar, das er mit einem leichten Ruck aus der Stirn warf und große, lichtblaue Augen, die so tief lagen, daß unter den hellen Brauen ein Schatten entstand, der die Augen

noch lichter und milder erscheinen ließ. Die Nase war fein und beweglich, die Lippen gerade, mit einem kleinen, hellen Schnurrbart, das Kinn hatte ein tiefes Grübchen. Manchmal hielt er entzückt inne und lauschte dem Nachtigallenschlag. Ein paarmal griff er sogar in die Laute, als wollte er die kleine Sängerin über ihm begleiten.

Almann horchte zerstreut; seine kleinen, grauen Augen spähten nach den Pferden, die er zu hören glaubte. Ein leichter brauner Bart fing schon an, ihm Kinn und Wangen zu umkräuseln. Sein Haar war lockig, aber kürzer gehalten, als man es gewöhnlich trug. Seine Gestalt war schön und kräftig, doch lange nicht so hoch und schlank, wie die des Sängers, der ausah wie eine Ceder.

„Hör' doch zu, Almann!“ sagte Jutta ein paarmal.

„Ja doch, ich höre ja!“ war die Antwort, mit dem Blick in die Ferne. Er war auch der Erste, der die Pferde bemerkte und aufsprang: „Kommt schnell! sonst wird es Abend und Nacht, bevor Heinrich nach der Neuerburg kommt.“

„Ach! nun wird die Neuerburg wieder belebt!“ rief Jutta und sprang auf dem Steg umher, bis er in bedenkliches Schwanken gerieth. „Aber Jutta, bist Du toll?“

„Was denn?“

„Sollen wir denn durchaus ein Bad nehmen?“

„Es wäre zu hübsch! Das Gefrabbele! Und um

mich würde man sich reißen, damit das Kleinod nicht verloren gehe! Ich habe auch Eure alte Amme öfters besucht. Die kriegt den Schlag vor Freude!”

Heinrich mußte das frische Pferd, das für Almann gekommen war, besteigen, Almann nahm Selim und Jutta, schwang sich auf eine Fuchsstute, die zum moosgrünen Kleide allerliebste stand und auf den Ruf ihrer Herrin: Thusnelda! dieser nachließ wie ein Hund. Die drei herrlichen Gestalten sprengten nun das Wiedbachtal hinauf, das im ersten Buchengrün prangte. Das Wasser war smaragden und die Forellen hüpfen nach den Fliegen, die auf- und abwogten, wie Lichtfunken und Staubwölkchen. —

Einige Tage später ritt Heinrich von der Neuerburg nieder, gen Altwied. Er war festlich gekleidet, in violettem Sammet mit weißseidenen Strümpfen und gelben Bändern unter den Knien. Er hatte die Zügel über den Arm gehängt, hatte die Mandoline vorgenommen und sang in den Frühlingstag hinein, daß es eine Lust war. Immer an der Wied entlang schlängelt sich der Weg, an Berges Fuß. Oft wird das Thal sehr eng, so daß sich von beiden Seiten die Berge mit ihren Buchenwäldern im flusse spiegeln. Die Buchen sind seit jener Zeit schon mehrmals alt geworden und wieder jung und von Altwied ragen nur Ueberreste empor. Dort biegt sich die Wied dergestalt, daß die Ruine auf ihrer felsenhöhe und das Dorf ihr zu Füßen auf einer Halbinsel

liegen. Wenn man von oben kommt, sieht man zuerst nur die Burg, die sich im Wasser spiegelt. Sie muß einst sehr groß gewesen sein, mit vielen Thürmen, Bogen und Erkern. Mehrere davon hat man in jüngster Zeit abbrechen müssen, weil sie drohten, auf die Dächer der Häuser herabzustürzen. Heute flatterten Fahnen von den Zinnen, in der kleinen Kirche unten, wo die Gräfin Mechthildis begraben liegt, läuteten die Glocken mit aller Macht und riefen die Leute, die rings von den Höhen herabstiegen und vom Rhein herauf geritten kamen. Denn heute war der schönen Jutta Hochzeit, mit dem vielbeneideten Almann von Sayn. Sie stand in ihrer Kemenate und schaute in den Silber Spiegel, den eine Freundin ihr vorhielt. Sie hatte ein weißes Sammetkleid an, das mit Perlenschnüren und Perlentasche hinaufgerafft war. Darunter erschien ein Gewand von Goldbrocat. Das Haar fiel in vier breiten, perlen durchflochtenen Zöpfen bis auf die Knöchel herab, als wäre es dem goldenen Netz mit Edelsteinen entglitten, das den Hinterkopf umschloß. Ein golddurchwirkter Schleier von spinnwebartiger Seide wurde ihr eben übergeworfen, wodurch die Frische ihrer Farben hervortrat und das Haar noch viel dunkler erschien auf dem schneeigen Halse.

„Ich hoffe, Du wirst recht, recht glücklich werden, süßes Kind!“ sagte eben die Amme. Jutta machte die dunkelblauen Augen weit auf: „Warum sollte ich nicht

glücklich werden, Walnod? Ich war es ja immer!" „Du hast ja auch den Herrn Bräutigam über Alles lieb?" „Ueber Alles? das wäre doch zuviel verlangt, lieber wie meinen Vater und wie meine drei Brüder? nein Walnod, das geht nicht!" Walnod seufzte, nahm ihre schneeweiße Schürze, zerdrückte eine Thräne und zupfte dann eifrig an dem feinen Kopftuch, das Stirn und Ohren einschloß, bis zur Halskrause reichte und den lebhaften schwarzen Augen über den feuerrothen Bäcklein ganz besonderen Glanz verlieh. „Da weinst Du schon wieder!" rief Jutta, „Du hast mir doch versprochen, heute nicht zu weinen! Ich weine ja auch nicht, obgleich ich eine Braut bin, kann nicht einmal begreifen, was die immer zu flennen haben, als sollten sie gleich ihr junges Leben lassen! Ich finde es ganz lustig, Braut zu sein. freilich kenne ich Almann von klein auf und habe immer gewußt, daß ich seine Frau würde; das muß schlimm sein, wenn man fremd ist!"

Vielftimmiger Jubelruf und feierlicher Gesang empfing die Braut, die an der Hand ihres Vaters aus dem Burgthor trat. Graf Messfried trug einen weiten Rock mit langen Ärmeln, aus dunkelgrünem Sammet, ellenhoch mit Zobel verbrämt, darunter ein hechtgraues Gewand, mit hechtgrauen Strümpfen und grünen Schuhen. Der breite Hut war ebenfalls mit Zobel besetzt und darunter leuchtete grau Haar und Bart, um ein feines Gesicht, dem der Tochter ganz ähnlich, dieselbe gerade

Nase, dieselben geschlossenen Brauen, dieselben genzianenblauen Augen, die Haut nur vom vielen Jagen dunkel und stark geröthet. Der Bräutigam trug ein knappes, rothes Gewand, mit prachtvollem Gürtel und Wehrgehäng, die drei Brüder der Braut, schöne, stattliche junge Leute, vornehm und voll Grazie, hatten Heinrich von Osterdingen, den Jugendfreund, in ihre Mitte genommen, wie einen Bruder, und so schritten die vier herrlichen Jünglinge dahin, als sollten sie die Welt erobern. Unzählig waren die Gäste, strahlend die Gewänder und Juwelen, so daß es den Bauern drunten war, als käme der Zug den steilen Burgstiege herab direct aus dem Himmel. In der Kirche war es erstickend heiß und die Handlung währte gar lange, so daß die feierliche Stimmung fast ein wenig abhanden gekommen wäre. Nur als Graf Messfried mit zitternden Händen sein Kind segnete und sprach: „Du sollst mir Ehre machen, mit fleckenlosem Wandel, mit stolzer Demuth, mit dienender Vornehmheit!“ da standen Aller Augen voll Thränen und Jutta fühlte etwas Kaltes sie durchschauern, wie Furcht, wenn sie je Furcht gekannt hätte. Als sie die Augen hob, sah sie Heinrich, dessen Blick mit solcher Gluth auf ihr ruhte, daß sie die Wimpern wieder senkte. Das Mahl war reich und köstlich, mit großem Prunk und viel herrlichem Wein und als das Brautpaar auf den goldgezümmten Pferden saß, schlangen alle jungen Leute sich auf, ihnen bis zur Burg

Sayn das Geleite zu geben. Das war ein leuchtender Zug an dem vor freude zitternden Frühlingstag. —

Man wollte in den ersten Tagen die Zweisiedler auf Burg Sayn nicht stören; aber siehe, da kamen sie selber. Jutta könne es ohne Vater und Brüder rein nicht aushalten. Sie habe so großes Heimweh nach ihnen, als wären sie seit einem Jahre getrennt. Jutta lachte hell zu diesem Bericht, erzählte wie hübsch ihr Schloß, über der, in Blütenpracht schimmernden Landschaft, — nur ein wenig still sei es ohne die Brüder. Ihrem gelehrten Bruder steckte sie heimlich ein Lied zu, das sie verfaßt und zierlich auf ganz kleine Blätter geschrieben. Daneben war eine lateinische Uebersetzung davon, zu der der Bruder den Kopf schüttelte und meinte, das sei keine sorgfältige Arbeit.

Später zeigte er es seinem Freunde Heinrich, der auf die lateinische Version wenig Acht hatte, über das deutsche Lied aber sann und sann und immer ernster wurde. Es lautete:

Ich war so stark und frei,
So wild, wie Hirsch und Rehe,
Nun, wo ich bin und stehe,
Ist alle Lust vorbei.

Die Welt ist weit und groß,
Vorüber flog das Beste,
Nun stieß mich aus dem Neste
Das ernste frauenloos.

O schöne Jugendzeit!
Wie bist du so vergangen!

Ich denke voll Verlangen:
Noch gestern war ich Maid!

Ich war so stolz, so frei,
Nun muß ich dienen, dienen!
Die Sonne hat geschienen,
Der Frühling ging vorbei.

„Wie sah sie denn aus?“ frug Heinrich endlich.

„O, sehr vergnügt, sie lachte.“

„Und gab Dir dies?“

„Ja, sie sagte, sie käme mit dem Lateinischen nicht zurecht.“

„Hat sie sonst Nichts gesprochen?“

„O ja, sie sprach viel von der schönen Burg, sie sei sehr still.“

„Und Almann?“

„Nun, der war wie immer; der hatte seine neuen Pferde im Kopf und einen Falken für Jutta und man habe junge Füchse gefunden, und was weiß ich noch. Du weißt, er interessirt mich nicht sehr.“

„Was sagt denn Jutta zu dem Falken?“

„Er hat mich schon gebissen!“ und hat gelacht.

„Und Almann?“

„Du warst ungeschickt, Du willst auch gar nicht hören!“

„Und da sagte sie Nichts?“

„Kein Wort, sie lachte nur.“

„Und gab Dir dies Gedicht?“

„Ja, natürlich zuletzt, wie es Niemand merkte, sie

ist ja immer so scheu damit, nur ich darf es wissen. Du darfst Dir auch beileibe Nichts merken lassen, als hättest Du's gesehen!"

„Ich! o gewiß nicht! verlaß Dich darauf!"

„Es ist nicht sehr lustig für eine junge Frau!"

„Nicht sehr." Heinrich brummte ein Lied und sagte Nichts mehr.

„Was machst Du denn den ganzen Tag, Kind, wenn Almann auf der Jagd ist?" frug Graf Meffried und senkte seinen Blick in seiner Tochter schöne Augen.

„Ich?" sie wurde purpurroth. „Ich? O ich sehe nach dem Hause und nach den Frauen und sticke und lese Auentiuren."

„Wird Dir die Zeit lang?"

„Mir? o nein, nur ein wenig still ist's. Mir fehlt die Bach; Du weißt, ich war so sehr an die Bach gewöhnt!"

„Ach so!" sagte der Graf und es zogen sich Falten in seinem Gewebe über seine Stirn.

„Es lebe die Liebe!" rief Friedwart eines Tages.

Jutta rümpfte die feine Nase ein ganz klein wenig. „Dummes Zeug ist die Liebe!" sagte sie leise, „die giebt es bloß in den Auentiuren!"

„Was, dummes Zeug? Hör' nur mal, Gotthold, Jutta sagt, Liebe ist dummes Zeug! Und alle Thiere lieben!"

„Darum ist sie auch thierisch“, sagte Jutta und eröthete bis in die Haarwurzeln.

„Der Gedanke steht höher als die Liebe!“ meinte Gotthold.

„Natürlich“, rief Jutta, „viel höher!“

Friedwart begann zu pfeifen: „Ach! Ihr mit Euerm Kram. Ich weiß doch mehr von Gottes schöner Welt, als Ihr Beide zusammen!“

Diesen letzten Satz hörte Almann und rief: „Nicht wahr, wir Jäger! Wenn ich nur Jutta dazu bringen könnte, die Armbrust auf die Schulter zu nehmen. Aber nein, sie möchte die Thiere lieber füttern und von trockenem Brod leben, und fischen will sie gar nicht und iszt doch Salmen und forellen gern!“

„Weißt Du was, Jutta“, sagte Gotthold, „wir machen es wie die Jnder und rühren kein Fleisch mehr an!“

„Oho“, rief Almann, „halt da! Jutta ist mein und sie wird essen, was ich ihr zu essen befehle!“

Wieder flog helle Röthe über das schöne Gesicht; dann klang das kurze Lachen: „Sonst steckt er mich in's Burgverließ!“

Almann wurde eifrig: „Ja, und strafen soll ich auch Niemand, nicht peitschen und nicht einsperren, da kommt sie außer sich!“

„Wir kennen das“, sagte Friedwart und pfiß: „Der Vater ist auch so und die Brüder! Nur nicht

schelten, nur nicht strafen, nur kein Wort sagen, das man frumm nehmen könnte! Das Hemd vom Leibe weggeben und danken, daß man einem noch die Haut läßt. Wir sind Tyrannen und Wütheriche, Almann!"

„In andern Stücken gehorcht sie besser, als ich dachte“, sagte Almann, „ich hatte mich auf tüchtige Tänze vorbereitet nach Eurer Vergötterung, aber sie gehorcht ganz schön, als hätte sie etwas geahnt von meiner Zucht!“

„Ich habe Dich ja öfter Pferde und Hunde dresiren sehen!“ lachte Jutta; „vielleicht habe ich mir das gemerkt.“

„Man muß sagen, daß ich es verstehe!“

„Gedenkst Du Deine Kinder auch so zu behandeln?“ frug Gotthold.

„Natürlich!“ Jutta wurde wieder so roth und dann fast blaß, so blaß wie es ihre Farben zuließen und trat auf die Altane hinaus. Ihr schlug das Herz zwischen den Zähnen und die Augen starrten, als sähen sie etwas Schreckliches.

Gotthold trat zu ihr: „Du hast ja noch keine und er weiß ja noch gar nicht, wie es ihm sein wird, wenn er Kinder hat!“ Diesmal, zum ersten Male, sah Gotthold in der Schwester Gesicht den Commentar zu ihrem Liede.

„Hast Du noch geschrieben?“ frug er.

„Ach, eine Masse schlechtes Zeug, nicht werth, Dir unter die Augen zu kommen!“

„Wenn ich Dich besuche, zeig's mir doch!“

„Ich habe fast Alles zerrissen und zum Fenster hinausgeworfen.“

Gotthold erzählte seinem Freunde Heinrich das ganze Gespräch. Der hatte Jutta seit der Hochzeit nicht wieder gesehen. Er war sehr stolz darauf, sie so sorgfältig vermieden zu haben. Nun aber hielt es ihn nicht länger; er ließ sein Pferd satteln und ritt in der Frühe aus, um nicht in zu große Hitze zu kommen. Er langte auch wirklich zum Morgenimbiß auf Burg Sayn an, gab sein dampfendes Kößlein den Trabanten und trat, nicht ohne innere Erregung, in den Holz vertäfelten Saal mit den farbigen Scheiben ein. Ein warmes, goldenes Licht glitt durch den kühlen Raum und spielte auf Jutta's Haar und Busen, den ein feines Gewebe verhüllte. Aber auf ihr Gesicht schien rothes Licht zu fallen, so sehr war es erglüht. Almann schritt über den Teppich dahin und schalt den Freund auf das Herzlichste, der seine Schwelle heute zum ersten Male überschreite: „Es ist weit hierher von der Neuerburg, und nach Burg Wied führt mich mein böser Stern immer zur un rechten Stunde! Ich bin auf dem Wege nach Osterdingen bei Krust, drüben, über dem Rhein; ich muß doch einmal nach dem väterlichen Erbtheil sehen!“

„Damit wird es wohl ein paar Tage Zeit haben, nachdem es so viele Jahre Zeit gehabt hat! Komm, setz' Dich zu meiner Frau, der Du überhaupt etwas Gesellschaft leisten sollst. Ich muß über Land reiten.“ Heinrich wollte Eile vorschützen, zumal da Jutta schwieg, aber Almann ließ ihn nicht los, bis er zu bleiben versprach, und da ging es bald ganz heiter her, Jutta wurde etwas gesprächiger, überließ das Wort aber fast immer ihrem Gemahl, der Heinrich viel guten Rath über Bewirthschaftung seiner Güter ertheilte. Endlich hörte man Pferdegetrappel und Almann eilte von dannen, bis an das Thor, von Jutta und Heinrich begleitet. Langsam gingen beide in die kühle, dunkle Vorhalle zurück. Beide waren still und verlegen geworden. Jutta dachte: „Wäre doch Gotthold hier oder Arnold!“ Heinrich dachte: „Wäre ich doch lieber in der Neuerburg geblieben!“

Endlich sagte Jutta: „In meiner Kemenate hängt eine Mandoline, wollt Ihr sie nicht versuchen?“

„O sehr gern!“ rief Heinrich, wie erlöst.

Sie stiegen rasch empor und traten in das lauschige Gemach, in dessen tiefem Erker gute Sitzplätze angebracht waren. Ein mächtiger Stuhlrahmen stand im Zimmer, im Erker lag ein aufgeschlagenes Buch, keine Papiere lagen umher, wie es Heinrich gehofft; keine Spur verrieth Jutta's schriftstellerische Versuche. Sie

war dessen sicher gewesen, sonst hätte sie ihn nicht hineingeführt.

„Wie schön ist es hier und wie es duftet!“ sagte Heinrich.

„Hier sind ja auch Rosen in Fülle!“ antwortete Jutta und reichte ihm die Mandoline.

Er wollte, sie solle singen; sie aber behauptete, tief erröthend, sie könne gar nicht singen. Doch stand in einem verborgenen Winkel, hinter dem großen Kachelofen, eine Harfe. Er that, als sähe er sie nicht und stimmte das Instrument.

„Es hat einen schönen Ton“, meinte er.

Jutta hatte sich an's Fensterkreuz gelehnt, die herabhängenden Hände gefaltet und sah auf ihn nieder, der ein Knie auf das Kissen eines niedern Schemels gestützt, das Haar zurückwarf und zu singen begann:

Ich schweifste wild und frei,
Nun ich die Holde sehe,
Erfasht mich heißes Wehe,
Ist Lust und Trotz vorbei.

Die Welt ist mir zu groß,
Die Heimath barg das Beste,
Doch trieb mich aus dem Neste
Mein drängend Wanderloos.

Noch gestern war es Zeit,
Da durst' ich noch verlangen,
Da durst' ich sie umfassen,
Die wunderbare Maid.

Nun ist der Traum vorbei,
Zu spät ist mir erschienen,
Sie, der ich wollte dienen —
Ich fliehe, vogelfrei!

Er hatte bei den ersten Versen Jutta die Farbe wechseln sehen und das Zittern ihrer Nasenflügel. Bei den letzten hatte er die Augen nicht zu erheben gewagt. Jetzt schwieg er, mit gesenktem Kopf, auch Jutta schwieg, lange, lange. Endlich sah er sie an. Sie hatte die Augenbrauen zusammengezogen und ein eiskalter Blick traf den seinigen. Sie stand vor ihm, wie ein zürnender Engel; er wagte nicht zu athmen. „Ihr thut unrecht, sehr, sehr unrecht“, sagte sie endlich langsam. Er senkte wieder den Kopf, wie ein gescholtener Knabe. Er konnte selbst nicht begreifen, was er gethan, vor dieses Weibes Hoheit.

„Mein Bruder ist ein Kind“, fuhr sie fort, „aber Ihr kennt die Welt, Ihr durftet das nicht thun, es thut mir sehr leid.“

Er hätte ihr zu Füßen fallen mögen und sie um Verzeihung bitten, aber auch das wagte er nicht. Er wagte nicht, sich zu bewegen. Sie schwieg wieder und sah ihn immer an mit ihren strengen Augen. Er fühlte, er hatte verspielt vor diesem Cherub an der Paradieses- pforte. Es gab nur Einen Ausweg, wollte er nicht auf ewig verbannt sein.

„Ich dachte, mein Scherz würde Euch lachen machen,

Ihr lacht ja so gern! Es war doch Nichts als ein Spielen mit Worten!"

„Es war nicht geschmackvoll!"

„Ich bitte um Verzeihung und um Vergessen! Ich werde nie wieder ein solches Wortspiel machen, aus Furcht, mißverstanden zu werden!"

„Und ich werde nie wieder dichten, aus Furcht, mißverstanden zu werden. „Wer hat das Recht, meine Worte zu deuten?"

„Ihr sollt gleich sehen, wie ich sie ändern werde."

Er spielte ein übermüthig tolles Vorspiel und setzte dann in scherzenden Molltönen einer Art Tarantella ein:

Ich bitt' Euch, lehrt mich frei,
Daß ich Euch recht verstehe,
Daß ich in Eurer Nähe
Nach Eurem Willen sei.

Die Welt war weit und groß,
Und ich verlor das Beste,
Mit traurem Heimathneste,
Des Kindes Himmelsloos.

Nach schöner Kinderzeit
Trag' ich ein heiß Verlangen,
Wie war sie schnell vergangen,
Sie ward im Sturm verschneit.

Nun ist der Glanz vorbei,
Der mir im Traum erschienen, —
Laßt mich von fern Euch dienen,
Bis ich geheiligt sei!

Die Tarantella war immer sanfter, immer klagender geworden und fiel in eine schmerzvolle Melodie, um sich wieder zu erheben und breit, wie ein altes Kirchenlied zu enden.

„Ihr seid sehr gewandt“, sagte sie ernst, aber ihre Stimme zitterte, „man möchte von Euch lernen!“

„Von mir?“ Ihm stockte wieder der Athem.

„Ich bin noch so ungeschickt!“ Sie drückte die Hände zusammen, in kindlicher Verlegenheit, dem Meister gegenüber. Mein Gott, wie war sie bezaubernd! Und dieses Wesen gehörte dem — dem — der sie nie geliebt, der ihr noch nicht gelehrt, was Liebe ist, der diese jungfräuliche Sprödigkeit nicht zu durchbrechen gewußt. Sie war überhaupt noch wie eine Maid, so unnahbar und so unschuldig!

„Wenn ich Euch das Wenige lehren dürfte, das ich weiß, ich wäre glücklich!“ sagte er, wie ein alter Magister.

„Aber ich schäme mich furchtbar!“

„Doch nie vor Einem, der etwas kann!“ Er verstand so ernst und zur Sache zu sprechen, daß sie wirklich ihre Truhe aufschloß und die kleinen Papiere hervorholte, an denen er ihr ganz pedantisch die Fehler zeigte, und in die Laute greifend, ihr vorsang, wie es hätte sein sollen und sie endlich dazu brachte, ihm die Melodie vorzusingen, die sie sich dazu gedacht. Er zeigte ihr dann auch, wie die Melodie geführt sein müsse.

Ihre Wangen glühten vor Eifer; es war, als würde ihr Alles sonnenklar, was ihr Bruder ihr nie zu erklären vermocht, mit all seiner Gelehrsamkeit.

Als Almann nach Hause kam, war es schon Abend. Er fand sein junges Weib so schön wie nie, in dem Glanz, der sie durchleuchtete. Sie war ganz voll von Schelmerei und heiteren Einfällen, zum ersten Mal seit ihrer Hochzeit. „Ich habe soviel gelernt heute“, rief sie heiter, „mehr als sonst in zehn Jahren! Niemand hat mir das gesagt, und es ist doch Alles so einfach!“

„Nun, siehst Du“, sagte Almann, „ebenso einfach ist es, Geschäftsführung zu lernen, wenn Du Dir nur einmal ernstliche Mühe geben wolltest.“

„O, Du sollst sehen, wie ich mich bemühen werde, vielleicht kann ich in meinem Leben doch noch etwas werden!“

„Natürlich kannst Du, wenn Du nur recht willst; ich habe ja immer gesagt, daß sie mit dem Vergötterungs-system Dich ganz verdorben haben, anstatt Dich ordentlich in die Zucht zu nehmen. Ich werde aber Alles nachholen!“

Heinrich hätte ihm mögen den Bissen vom Munde reißen, ihm mit seiner eigenen Gabel die Augen ausstechen, ihn erdroffeln; er mußte schnell einen Humpen Wein leeren, um nicht zu ersticken.

Ein Tag nach dem andern verging und immer war Heinrich noch auf Burg Sayn. Die Schülerin machte so außerordentliche Fortschritte, was zwar ihr Bruder Gotthold nicht fand, da er nur lateinische Arbeiten verstehen konnte, und im Lateinischen war nur wenig gemacht worden. Er mußte dann auch bleiben, um dem Lateinischen nachzuhelfen und so saßen die Drei bei der Arbeit, während Friedwart mit Almann jagte. Endlich mußte Heinrich doch nach Krust, da der Sommer verstrich und der Herbst nahte. Es war Jutta ganz merkwürdig zu Muth, als sie auf einmal wieder allein bei der Arbeit saß. Sie bat Almann, sie nun zu unterrichten; der fand das aber viel zu mühsam, zumal da es Brunstzeit war und täglich ein Hirsch erlegt werden mußte. Arnold war auch fort, Friedwart ebenso ungenießbar wie Almann und Gotthold kränkelte. Graf Messfried hatte viel zu thun, wenn er nicht jagte und so blieb Jutta ganz allein. Sie dichtete und sang und stückte und spielte Harfe; aber die Tage waren sehr lang und die Abende langweilig, weil Almann die ganze Zeit im Sessel am Kamin schnarchte, nachdem er sich müde gelaufen. Sie saß dann still und las und dachte nach über die Liebe, die so viel besprochen wurde, und die sie nicht verstehen konnte.

„Auch die Thiere lieben und dann werden sie getödtet, gerade wenn sie am glücklichsten sind! Vielleicht ist das gerade das Glück, so zu sterben! Ueberhaupt

nur so möchte man sterben; denn sonst wäre ja der Tod entsetzlich! Aber warum ist denn die Liebe da? man lebt doch auch ohne sie! Walnod frug, ob ich Almann lieber hätte, als Vater und Brüder? Wie dumm! Und es war doch keine dumme Frage. Man muß doch so lieben können, daß man sich und die ganze Welt vergißt!”

Da scholl ein frisches Traben den Berg herauf und ein Klopfen am Thor, ein wohlbekanntes Klopfen, es konnte nur Heinrich sein! Mein Gott! Heinrich! Jutta flogen die Pulse, stand der Athem still, zitterten die Lippen. In dem Augenblick fühlte sie, daß sie Heinrich nicht entbehren könne, daß sie sterben müsse, ohne ihn, an der unbändigen Freude! Da klang sein Schritt, sie flog in die Halle; dann ging sie ruhig und vornehm, mit der Würde der Hausfrau ihm entgegen; und es war gut; denn es fehlte wenig, so breitete er die Arme ihr entgegen. Jutta schwindelte es. Sie fürchtete sich vor ihrer Freude. Sie fürchtete sich vor ihm, als müsse er ihre Gedanken von den schweigenden Lippen lesen. Sie schloß keinen Augenblick in dieser Nacht. Sie mußte immer denken, ob er sie errathen und was dann geschehen würde. Er war so sonderbar gewesen, so zerstreut, daß ihn Almann ausgelacht. Und Almann! Almann war ihr Mann, nicht ihr Bruder! Das mußte sie sich immer sagen; denn sie wußte nun, was Liebe sei; sie wußte, daß der ihr Bruder war, dem sie gehörte,

mit Leib und Seele, der Alles von ihr fordern, der sie richten, strafen, tödten konnte, dem sie Alles gegeben, ohne zu wissen, was sie gab. O warum, warum hatte ihr Niemand gesagt, was man giebt! Warum hatte ihr Niemand gesagt, was Liebe ist! Hatten sie mit Fleiß es ihr verheimlicht, um ihres Gehorsams sicher zu sein? Und warum hatte Almann sie genommen, ohne sie zu lieben? Denn er liebte sie nicht, das wußte sie, seit sie in Heinrich's Augen geblickt! Herr Gott! Herr Gott! wenn er nur die Augen nicht hätte und nicht die Stimme, und nicht das weiche Haar und die schlanke Gestalt! Und könnte er keine Lieder machen! Warum auch mußte er kommen, nach dem sie sich immer gesehnt, der allgeliebte Sänger mit der goldenen Stimme! Sie wußte auch, daß er sie liebte, sie hatte es nicht wissen wollen, bei dem Liede; aber er liebte sie wahnsinnig, und bald würde er die ganze Welt vergessen, ihretwegen — und sie? — Da kamen die Worte ihres Vaters wieder: „Mit fleckenlosem Wandel, mit stolzer Demuth, mit dienender Vornehmheit!“ — War sie nicht schon besleckt, die an einen andern Mann dachte? Wo war der Stolz und die Vornehmheit? Wo war das Dienen der Pflicht? Wo die Demuth, die Nichts begehrt? Alles, Alles dahin! In ihrem Herzen war Sünde, auf ihren Lippen war Lug und Trug, wenn sie nicht Almann Alles bekannte. Und Almann bekennen, das hieße, Heinrich in den Tod senden! Sie wand sich im Bett und krümmte

sich vor Seelenangst und Gewissensqual. Doch selbst die schrecklichste Nacht hat ein Ende. Der Morgen bringt Vernunft. Ihr schien es, sie könne doch noch als Siegerin aus dem Kampfe hervorgehen. —

Almann wachte sehr übel gelaunt auf. Der Abt von Kommersdorf hatte sich angesagt und so mußte die Jagd unterbrochen werden. Der Abt war ein gestrenger Herr, Asketiker und Apostel, glühenden Eifers voll, ein glänzender Redner, der die lockern Sitten seiner Abtei in kürzester Zeit gebändigt und ebenfalls gedachte, unter den hohen Herren der Umgegend ein wenig nachzusehen und aufzuräumen. Jutta war froh, daß sie mit Heinrich nicht allein war. Der sah auch überwacht, bleich und großäugig drein und war einsilbig. Sie mußte immer denken, daß sein Leben in ihrer Hand sei und dann schauderte sie zusammen. Almann brummte die ganze Zeit und bekam keine Antwort.

Jutta empfing ihren Gast festlich gekleidet, aber merkwürdig blaß. Der Abt bemerkte es sofort und versprach sich, aufzupassen. Es dauerte auch gar nicht lange, bevor ihm die ganze Situation klar geworden. Man saß um den Kamin; Almann war hinausgegangen. Er hatte Jemand angestellt, um ihn abzurufen, weil er behauptete, die frommen Reden rein nicht aushalten zu können. Heinrich folgte ihm, wie er vorgab, weil er ihm etwas Nothwendiges zu sagen habe. Kaum waren sie allein, als der Abt seinen Flammenblick auf Jutta

ruhen ließ, bis Purpur und Marmor auf ihrem Gesichte abwechselten. „Wollt Ihr mich nicht etwas fragen, meine Tochter?“ sagte er endlich. Jutta fühlte, als würde ihr das Herz kalt. „Ich lese eine Unruhe und einen Zweifel in Euren Zügen und möchte sagen, ich kann Euch die Antwort geben: „Die Sünde steht vor Eurer Thür, nein, vielleicht schon in Eurem Kämmerlein!“

„Ist ein Gedanke schon Sünde?“ brach es von Jutta's Lippen.

„Ja, ganz gewiß! Der Gedanke ist die Sünde!“

Jutta fiel auf die Knie und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

„O meine Tochter! Welche Buße soll Gedanken rein waschen, und was hast Du noch, wenn Du die Reinheit verloren! Nichts, Nichts mehr ist Dein! Du bist geringer als die Magd, die unschuldig ihre Pflicht erfüllt! Denn Du hattest höhere Erziehung und größere Gedanken, und stärkeren Willen! Und wenn die Alle verloren sind, so ist Alles verloren!“

Es gewährte ihm eine Art von Wollust, das wunderschöne Weib von so stolzem Geschlecht in den Staub zu drücken. Er war ohne Mitleid. Hier war die Gelegenheit gefunden, die Stolzen zu demüthigen und er ersparte ihr Nichts. Endlich nahen Schritte. Jutta hatte gerade Zeit aufzustehen, dem gestrengen Prediger die Hand zu küssen und sich zu entfernen, bevor Almann eintrat. Der Abt verließ gleich darauf

die Burg. Almann stürzte in den Wald. Jutta erschien nicht wieder, es hieß, sie sei nicht wohl und Heinrich ließ sagen, er müsse durchaus auf die Neuerburg, er käme erst in einigen Tagen wieder. Er hatte des Abtes letzte Worte gehört und wollte deren Wirkung abwarten, bevor er sich wieder zeigte. Er hoffte, ihre Seelenangst werde sie zu ihm führen, da sie sich sonst an Niemand wenden könne in ihrer Noth. Er wußte es ja, sie konnte nicht mehr ohne ihn sein, so wenig wie er ohne sie sein konnte. Er hatte sie knien sehen, als wäre sie zerbrochen unter des Abtes eiserner Hand! Wie wollte er sie trösten und erheben und ihr beweisen, daß Liebe ein heiliges Recht sei und keine Sünde.

Jutta lag auf der Erde und schrie zu Gott um Hülfe. Nein, sie konnte es nicht ertragen, sie konnte nicht! Sie, die stolze, freie, keusche Maid sollte ein verlorenes Weib sein, lieber sterben, tausendmal lieber sterben! Sie dachte, sie stürbe in dieser Nacht, so entsetzlich war ihr Leiden. — Vor Tagesanbruch war Almann fort. Da ließ Jutta ihr Pferd satteln, wollte keine Begleitung und stürmte den Berg hinunter, sie wußte selbst nicht wohin. Es war dichter Nebel. Man sah nur ein Gespenst von Zeit zu Zeit vorüberjagen und sie selbst sah Baumgespenster, die die dürren Arme nach ihr ausstreckten, als wollten sie sie an den Haaren fassen. „Entehrt! Ehrlos!“ schrie es in ihren Ohren, klang es unter des Pferdes Hufen. Sie jagte dahin,

sie wollte zur Bach, sie wußte selbst nicht warum, nur zur Bach. Plötzlich war sie an der Wied, die aber so klein war, daß man trocknen Fußes durch konnte. Warum war ihr das eine Enttäuschung? — Sie sprengte hindurch und erkannte Nothhausen und die Eichen und Tannen, unter denen sie im Frühjahr so glücklich gewesen! Laut weinend warf sie sich vom Pferd herunter in das goldene Laub, das, triefend vom Nebel, den Boden bedeckte. „Ehrlos! Ehrlos!“ raschelte das Laub. Da zog sie den Dolch aus dem Gürtel, machte ein wenig das Linnen auseinander, über dem Mieder, und senkte sich den Stahl tief in die Brust. Sie dachte, sie würde gleich todt sein. Aber da mußte sie ihrem Blute zusehen, wie es langsam hervorquoll, die Klinge röthete und über ihr Kleid in das Laub tröpfelte. „Ach! nur nicht sterben! Nein, nicht sterben!“ schrie sie beinahe. „Ich will gesunden von meiner Liebe! Ich will sie vergessen! Ich bin ja Almann's treues Weib! Noch habe ich ihn nicht betrogen! Mein armer, armer Vater! Und Gotthold! Gotthold wird sterben vor Schmerz! Und sie werden mich verachten! Aber ich bin ja gar nicht schlecht! Ich wollte ja redlich kämpfen! Der alte Mann war zu streng! Ich hatte ja Willensstärke, mehr als man dachte! Ach! nur nicht sterben! Aber wie konnte ich leben, ohne Stolz und Reinheit! Fleckenlos sollte mein Wandel sein! Fahr' hin, mein thöricht heißes Blut!“ Und mit übermenschlicher Kraft riß sie den

Dolch aus der Wunde und verröchelte nach wenig Minuten.

Die Jäger waren müde heimgekehrt, Almann und Friedwart. Aber Niemand hieß sie fröhlich willkommen. Sie erfuhren mit banger Besorgniß, Jutta sei allein fortgeritten. Sie ließen satteln und ohne Trank oder Speise verließen sie das Haus, langsam im Nebel nach der fährte spürend. Mehr als einmal glaubten sie sie verloren, fanden sie aber immer wieder, bis sie, bei hereinbrechender Dämmerung, die Wied erreichten. Mitten drin stand Jutta's Pferd und trank. Sie erkannten den Umriß und sprengten hinüber. Da lag das herrliche Weib steif und kalt, die Augen nicht gebrochen, noch tiefblau, als müsse sie leben. Almann war fast wahnsinnig vor Schmerz. Er dachte, man habe sie erstochen; denn schnobernd hatte das Pferd sie wecken wollen und dabei den Dolch tief in den feuchten Grund getreten.

Von Heinrich sah man Nichts. Man hörte, er sei fortgeritten. Er war in Steyermark, wo er die zweite Heimath hatte und dann in Thüringen, wo er bei Hofe so gern gesehen war und Niemand wußte, warum der Heini von Steyer ein so gar ernster Mann geworden.

Die Buche war während ihrer Erzählung immer dunkler geworden. „Und darum“, schloß sie, „kann an dieser Stelle immer nur eine Blutbuche wachsen und die

Mutter erzählt es der Enkeltochter, damit sie weiß, warum sie so roth ist, weil unschuldig Blut hier geflossen ist. Ob die Geschichte so war, oder anders, wer kann es verbürgen. Es hat es nur ein Laub dem Andern zugestüstert, als ein großes Geheimniß, das nicht einmal die andern Bäume zu wissen brauchen, wie ein hochherziges Weib lieber gestorben ist, als einen unsaubern Gedanken in ihrem Herzen zu tragen, nur weil sie vor sich selbst nicht mehr so klar dastand, wie die Sonne.

Wie mich die Menschen dauern! Ich kann sie gar nicht hassen, obgleich sie unsere Todfeinde sind, so dauern sie mich!" —

So sprach die Blutbuche von Nothhausen und ich ging davon und dachte viele Dinge und die Leute wunderten sich, daß ich so still geworden. Ich sah aber nicht mehr den schönen Maientag, ich sah Oktobernebel und fallendes Laub und das einsame Pferd in der Bach, das seine junge Herrin bewachte.

Spuk.

Schattenriß.



Auf Schloß Kommbach ging es Anno dunnemals pläsirlich zu; mit allerhand Waidwerk und anderer Kurzweil, maßen dorten der Herr Landgraf von Thüringen eingekehret, so ein gar fröhlich Herr war, sich mit Regieren und Rechtsprechen nicht allzuviel incommodirete, sondern seiner großen Jugend halber viel lieber wollt einen Fluß durchschwimmen, mit dem Speer den größten Keiler erlegen und den schönen Jungferlein mores lehren, d. h. sie von ihrer Züchtigkeit und Sittsamkeit ablenken. Derenthalben war der Schloßherr von Kommbach in groß Besorgnuß und Verdrießlichkeit, maßen er ein sehr präsentables Töchterlein besaß, mit Augen, so blau wie der See und so unruhig wie Irlichter, Haaren so dicht wie Flachs und einem Figürlein wie Schilf. Das war so voll Uebermüthigkeit und

Herzenslust, daß es der ganzen Welt davon hätte abgeben können, ohne doch selber irgend welche Einbuß zu erleiden. Es hatte einen sehr verquerten und unchristlichen Namen, dessenthalben der Herr Vater schon viele ernstliche repräsentationen hatte anhören müssen von der hochlöblichen Geistlichkeit, zumal da er nicht im Geruche besonderer Frömmigkeit stand, dessenthalben auch sein Schloß von allerhand Unfug, bösen Geistern und nächtlichem Spectakel nicht zu curiren war.

Nun war es aber ganz erstaunlich zu sehen, daß der Schloßherr ob diesem Rumoren, Kettenrasseln, Erleuchten der Prunkgemächer und der Kapelle, weiter gar nicht in groß Betrübnuß war, sondern stetiglich behauptete, in ein wohlconditionirtes Schloß gehöre auch Spuk und nächtlich Umgehen und da er nach Gästen weiter kein groß Verlangen hege, er selbst aber und sein Töchterlein sich nicht incommodiret fühlten, so ginge es Niemand Nichts an und Jeder solle nur mit seinen eignen Gespenstern fertig werden. Ja, es war ihm gar nicht leid, wenn man sich vor Schloß Kommbach entsetzete und einen weiten Umweg machte, nur um nicht in Schrecknuß zu gerathen.

Die kleine Mite, da sie keine andern Gäste hatte, so nahm sie auch mit Gespenstern fürlieb und fürchtete sich keineswegs, maßen sie von Klein auf mit „dem Mann“ gespielt und gesehen, daß er ein guter Mann war, voller Sanftmuth und freundlicher Geberden, sie

nie schalt noch strafete, sondern sie noch viel fröhlicher machte, als sie es schon war. Ihre selige Mutter hatte gar so oft gewünscht, „den Mann“ zu sehen, den die Kleine so gar gern hatte. Er wollte ihr aber nicht erscheinen, maßen sie von anderem Geblüt und sehr schreckhaft war. So ging sie niemals schlafen, bevor die Mitternacht vorüber; denn da gingen im Schlosse alle Thüren auf und wieder zu und wenn auch weiter Nichts passirete, so konnte sie doch nicht schlafen, bevor ihre Thür wieder in's Schloß eingeknappt war. Doch wachte sie immer allein, mit Bibel und Gebetbuch, den einzigen erprobten Tröstern und Bewahrern vor Angst und Schrecknuß. Und wenn es vorüber war, so schloß sie sachte ihr Buch, löschte die Kerze und legte sich zu Bette. Sie hat oft in groß Andacht für die armen Seelen gebetet, die so ruhelos im Schlosse wandelten, und hat der kleinen Mite von früh an gelehret, für „den Mann“ zu beten und für alle die Andern, die noch auf der Erde weileten, anstatt bei den seligen Engeln im Himmel zu psalmodiren. „Aber Mutter!“ hatte die kleine Mite gesagt, „ich will doch nicht allzu brünstig beten, sonst geht der Mann fort und Niemand steckt mehr Licht an in den Sälen und in der Kirche und das ist doch so schön!“ „O Kind! Du kannst lange beten, bis Du für die vielen hundert Jahre genug gebetet hast!“ Und so sagte das Kind: „Bitte, lieber Gott, nimm den Mann in den Himmel und alle die andern armen Seelen,

aber nimm sie mir nicht ganz fort, daß ich nicht traurig und allein bin!"

Und dabei war es geblieben, auch als die kleine Mite ein Jüngferlein war und die zarten Hände schon längst unter die Erde gesenket waren, die so oft die ibrigen gefaltet zur heiligen Andacht. Der Schloßherr war weitaus zufriedener, daß sein Töchterlein mit ab-
geschiedenen Geistern verkehrte, von denen er sie doch nicht salviren konnte, als wenn er Gäste von Fleisch und Blut gehabt, die viel weniger discret und respectirlich mit mutterlosen schönen Jüngferlein umgehen. Darum ward es ihm immer willkommener, wenn Schloß Kommbach in so üblem Geruch stund, daß es alle Gäste verschuechete und wo er konnte, ließ er sich und Andern immer neue Schrecknusse und Entsetzen rapportiren, umsomehr da Niemand mehr die alten Geschichten kannte, so auf Schloß Kommbach passiret waren, er selber aber hierüber resolutes Schweigen conservirete. Er fühlte stets einen ganz famoson Kitzel in der Herzgrube, wenn von diesen Erscheinungen erzählet und glossiret wurde und hin und her diviniret, was für Bewandnuß es haben könne und nur weil er einen mächtigen Bart pflegete, sah man das Lächeln nicht, das ganz mysteriös seine Mundwinkel umflatterte. Er selbst hatte nie Nichts gesehen noch gehört, maßen er bei Tage auf der Jagd war und lange vor Mitternacht in also profunden Schlaf versiel, daß die Geister vor seinem Schnarchen

entflohen, sintemalen sie wäheten, es sei die Posaune des jüngsten Gerichts.

„Wir bekommen fürnehme Gäste, Herr Vater!“ sagte Mite eines Morgens, als sie ihm den Imbiß hereintrug.

„So Kind? Da könnt ich doch gleich das Zipperlein kriegen, was denn für Gäste?“

Mite's schelmische Neuglein, die zwei Lichter statt einem besaßen, eines über und eines unter dem Schwarzen, das bald groß, bald klein wurde, so daß die Neuglein wie zwei Leuchttürme aufblitzten und wieder dunkel wurden, visireten seitwärts den Vater. Dabei war das Flachshaar künstlich aufgebauschet, wie eitel Schneeflocken oder Eierschaum und fiel wie ein transparenter Schleier über die weiße Stirn bis auf die Brauen, die ganz dunkel, wie mit dem Pinsel touchiret waren und immer auf- und niedergingen, wie die Fahne am Mast. Das Schnürleibchen saß so knapp, als bräche das Figürlein entzwei und unter den gebauschten Röcklein kamen ein paar Füßlein heraus, die man gleich hätte ihres Schuhwerks entledigen und küssen mögen. Aus den Spitzenärmelein kamen schneeige Arme, mit wunderfeinen Händchen, in denen ebenso viele Grüblein saßen, als in Wangen und Kinn. Und wie Hälschen und Busen unter den Spitzen hervorleuchteten, wie die Morgenröthe auf dem ersten Schnee! — kein Wunder war es, daß dem Schloßherrn ein mächtiger Fluch auf

den Lippen saß, der gern herauspoltern wollte bei dieser Verkündigung.

„Woher weiß sie denn das? Seit wann hat sie denn besseren Rapport als ich?“

„Seit immer, Herr Vater! Der Herr Vater weiß doch ganz wohl, daß der Mann mir Alles zum Voraus anmeldet und zudem waren Säle und Kapelle die ganze Nacht hell, als wär groß Festlichkeit und Belage. Ich wär gern hinübergelaufen; denn ich war noch nicht drin, bei der Nacht, wenn ich mich nicht geforchten hätt.“

„Vor den Geistern?“

„O nein, vor denen nicht, die thun mir Nichts, aber vor dem Herrn Vater und seiner Straff; denn der Herr Vater hat einen gar gewaltigen Zorn und eine eisern Hand und ich bin nicht gern abgestraffet!“

„Aber gern ungehorsam?“

„Der Herr Vater verbietet auch gar zu viel!“

„Weil er gar fürtrefflich weiß, daß er ein ganz leichtsinnig Töchterlein hat, allen tollen Streichen zugehan, und da es nicht einmal vor Teufeln und Gespenstern Furcht verspüret, es am besten alleweil vor der väterlichen Zuchttruthe Respect behalten soll, wenn sie auch eine große Mamsell ist, mit rothen Stöckeln und engem Schnürleib!“

Dem Töchterlein ward es bei dieser Rede schwül und heiß; denn die Zuchttruthe war lange in Gebrauch

gewesen und vor so kurzer Zeit erst in den Winkel gestellt, daß die kleine Mite schon vermeinete, sie allein daraus hervorkommen zu sehen, wie ein Gespenst. Darum gedachte sie, das Gespräch auf Besseres abzulenken, precipitirete sich aber, wie das bei solcher Gelegenheit häufig passiret, gerade in die falsche Fährte: „Wer die Gäste wohl sein werden?“ sprach sie. „Herr Gott's Dunnerwetter!“ fuhr der Vater heraus und schlug auf den Tisch, daß Krug und Humpen klirrend zu einander fuhren, „ich will keine Gäste! Und sie, pack sie sich mit ihrem abergläubischen Zeug, ich weiß Nichts davon und glaub's nicht!“

Diesmal war das schöne Jüngferlein so erschrocken, daß es mit offenen Lippen den Vater anstarrte. Es hatte noch nie an den Geistern zweifeln hören, so wenig wie am Herrn Gott und an der heiligen Schrift; sie hat immer für die armen Seelen gebetet, ihre Mutter hat's geglaubt und der Vater negiret sie, wie ein Heide und gottloser Ketzer! Und er glaubt doch an Hexen und heißt es gut, wenn man sie zwicket und verbrennet, das hat sie oft genug gehört, und an die Geister nicht? Wenn sie ihn nur nicht dafür straffen!

„Pack' sie sich hinaus, hab' ich gesagt!“ Sie gehorchete mit solchem Tremuliren, daß sie über das Bärenfell beinahe hingefallen wäre, in welchem sich ihre hohe Stöckeln gefangen. Sie schlich in ihr Kämmerlein und wartete, ob der Mann nicht kommen würde und

ihr einige Consolationes offeriren, sie mit der Hoffnung auf die Gäste gar annehmbar getrösten und sie des Herrn Vaters Unglauben und Gottlosigkeit vergessen lassen würde. Aber der Mann kam nicht, er war gewiß blessiret von des Herrn Vaters schlimmer Rede. Statt dessen erscholl ein Posthorn und Peitschengeknall den Berg herauf, so daß der kleinen Mite Herz fast aus dem engen Schnürleib herausprang, maßen es darinnen gar keinen Platz hatte für sein starkes Klopfen. Es war richtig eine Staffette, die den Besuch des Landgrafen anmeldete, und zwar für den morgenden Tag. Das erlauschte die kleine Mite, die ganz geschwind ein klein Weniges ihre Thüre aufgesperret, um zu vernehmen, was passirete, sie aber rasch zuzog und sich ganz still hinsetzte, wie die heilige Unschuld, da sie Schritte auf der Treppe vernahm und sie zum Herrn Vater hinunterbefohlen wurde. Sie trat auf den Fußspitzen wie ein Bachstelzlein auf ihn zu, hinten wippte dabei das gebauschte Röcklein in die Höhe, wie ein übermüthig Schwänzlein und es war sehr drollig, wie der Vater seinen Unmuth und das Töchterlein seinen Uebermuth gleichermaßen zu unterdrücken und vor einander zu verbergen wädhneten, weiland doch die veritable Stimmung auf Beider Antlitz ganz deutlich geschrieben stund, wie mit feurigen Lettern. Er ertheilte viele Befehle, ohne sie anzublicken, fixirete dabei den Fensterknopf, als parliere er nur so zufällig und nebenbei, frug aber bei jedem

Satz, ob sie's capiret und begriffen habe, worauf sie immer „Ja" lispelte und die kleinen Hände zusammenpressete, als wäre sie ganz betrübt und verlegen und als würde sie lieber in des Herrn Vaters große Tasche kriechen, als einen fremden Mann ansehen. Dabei aber blinkerten und zwinkerten die Grübchen und krausten sich in ihrem Antlitz, als wäre Gott Amor bemüht, sich mit großem animo ein fein Kunstwerk zurechtzumeißeln, und man sagt, wenn Gott Amor in lebendigem Fleisch und Blut handtietet, so thut es ihm der größte Meister, so auf Erden Venusse gemacht, nicht nach. Da gab es dann ein Laufen und Rennen die Treppen auf und ab und die kleine Mite wie ein Vöglein, hüpfend und trillernd und nach Allem fragend, wie eine ganz erfahrene und bedachtsame Hausfrau. Dem Herrn Vater und seiner Laune kam sie so wenig wie möglich nahe, maßen sie großen Respect hatte vor seiner Severität und seinem Schelten, das wie große Kübel mit eiskaltem Wasser auf ihre Lustigkeit niederbrausete und wie Hagelschlag die fröhlichen Blumen knickte, die in ihrem Herzen knospeten und spriesheten. Diese Nacht konnte sie gar nicht in Schlummer verfallen; sie hörte immer Posthörner und Peitschenknallen wie vom wilden Heer und vermeinete, die Geister rumoreten wieder gar sehr; denn sie konnte den Spuk in ihrem eigenen Köpflein von dem Spuk im Schlosse nicht recht distinguiren und auseinandhalten.

Endlich war es aber der veritable, leibhaftige Landgraf, so sich mit zahlreichem Gefolge präsentirete und dermaßen verblüffet und penetrirret war von der kleinen Mite Liebreiz, daß er in der wohlgesetzten, zierlichen Rede, so er im Voraus zurechtgedrechfelt, ganz pöbelhaft stecken blieb und gar nicht mehr herauslaviren konnte, worüber Mite ganz gewiß in groß Gelächter und Blamage verfallen wäre, wenn sie sich nicht vor der großen Gesellschaft geniret hätte und ängstlich nach dem Vater geschielet, ob er ihr Gebahren wohl approbire. Der hatte erhoffet, sein fürnehm Gast werde nicht gar lange verweilen, maßen er so groß Gefolge gebracht und gedachte ihn mit Gespensterfurcht präcipitando zu vertreiben. Wie erschrak er aber, als der jung Landgraf bei Tisch ganz fröhlich von den Geistern auf Schloß Rommbach zu reden begann, mit seiner Courage renommierte und erzählete, er habe eine Wette gemacht, es mit den Erscheinungen aufzunehmen und sie zu bannen.

„Wie bannen?“ frug Mite in banger Besorgniß, „Ihr wollt den guten Geistern doch Nichts“ — — — Ein furchtbar gestrenger Blick des Herrn Vaters ließ das Wort auf ihren Korallenlippen ersterben, bevor es der Herr Landgraf recht capiret und dessentwegen sah er so verblüffet aus, ja, wenn es nicht der Landgraf gewesen, so hätte man fast gesagt: dumm — daß Mite darob hell auflachen mußte, worüber ihr Gast noch con-

fuser wurde und vermeinete, sie lache über seine Renommage mit dem Bannen der Geister, einen sehr rothen Kopf kriegte und schnell viel Wein trinken mußte. „Der Herr Vater glaubt nicht dran!“ flüsterte Mite, als sie seinen Verdruß und Irrthum gewahret.

„Aber Ihr, schönes Jüngferlein?“

„O, ich spiele mit ihnen, seit der Kindheit!“

Nach dieser Antwort wartete sie auf den erstauneten Blick, der aber nicht kam, statt dessen aber ein ganz despectirlich ungläubiger; denn derweil er renommirete, so vermeinete er, sie thue dasselbige, und so ging die Impression und Wirkung verloren. Denn daß sie die Wahrheit redte, das konnte ihm gar nicht einfallen, maßen er sich gar sehr forchte und sich als ein großer Held wähnete, der Gefahrnuß und Abenteuer besteht.

Die ersten Tage war aber das Jagdvergnügen so groß, daß alles Andere darob in den Hintergrund verdränget ward, zumal man früh aufstund, viel umherlief, Abends noch Blindkuh und Lotto spielte, tanzete und allerhand Kurzweil trieb, so daß man in divinen Götterschlaf versank, bevor die Schuhe und das Jabot entfernt waren und der Diener alle Mühe hatte, den jungen Herrn unter die Decke zu practiciren, anstatt ihn darauf schlafen zu lassen. Dabei war sein Herz vom Gott Amor blessiret worden, so er nur noch an Mite dachte, an Mite's Hände, an Mite's Füßchen, an Mite's Halskrause, an Mite's Haar, und ob ihr das rosenrothe

Kleid oder das meergrüne oder das wasserblaue mit weißer, gestickter Weste besser stund, ob die Halskrause oder das schwarz Sammetbändlein das Halslein schöner schmückte und daß ihr Haar von Natur gepudert, ihre Lippen von Natur roth, ihre Brauen von Natur gemalet, so daß sie alle die Kunst nicht brauchte, ihre Schönheit zu releviren. Und Mite's Augen! Mite's Augen hatten zwei veritable Lichter — zwei! — wie sollten solche Brenngläser nicht inflammiren wo sie hindirigiret wurden! Die Herren waren alle charmiret und betroffen, die Einen mehr, die Andern minder, maßen sie durch allerliebste Zosen allerhand Distractionen hatten. Der Landgraf hatte aber keine Distractionen, außet der Einen, die aber so enorm war, daß er die Augen nur Mite nachbewegen konnte und gar nicht mehr vernahm, wenn man das Wort an ihn richtete. Der Schloßherr war darob ganz desperat und sagte seinem Töchterlein allerhand Schimpfirlisches über den Landgrafen, um sie zu bewahren, erreichte aber gerade den entgegengesetzten Effect, den er in seiner männlichen Plumpheit in Liebesaffairen erhofft: sie ward unmäßig neugierig und voll Verlangen zu approfundiren, ob ihr Gast ein so gefährlich Exempel von einem Mann sei, oder auch wie andre Menschen, maßen der Herr Vater ihr Vertrauen gar sehr erschütteret hatte, seit er nicht an die Geister glaubete und sie verlachete. Dessenthalben flatterte sie alleweile um ihn herum, wie

ein Schmetterling um die Kerze; sie wollte gar zu gern ihr Curiosität befriedigen, was um so natürlicher war, als der Landgraf gar fein und wohlgesittet, ihr ganz ergeben und zudem der erste Jüngling war, den die kleine Mite so ganz in der Nähe betrachten konnt. Sie wollt ihn zudem gern auf die Probe stellen, was es mit seiner Courage für Bewandniß habe und erinnerte ihn derenthalben an das Umgehen.

„Jede Nacht sind die Säle hell!“ sagte sie, „Das kommt in Jahren nicht wieder vor und Ihr verschlaft es immer!“

„Nun, dann wollen wir heute Nacht uns nicht schlafen legen und hinübergehen, ich gehe aber nur mit Euch, da Ihr mit den Sachen so vertraut scheint und in besonderer Intimität mit der andern Welt.“

„Ja, ich wollt schon längst allein hinüberloffen, aber der Vater hat's verboten!“

„O, dem sagen wir Nichts davon!“

„Auch nachher nicht?“ frug Bachstelzlein mißtrauisch, denn sie forchte des jungen Herrn Renommiren, das Alles an den Tag bringen würde und die furchtbar Straff nicht ausbleiben.

„Ich schwöre, auch dann nicht! Aber Ihr kommt?“

„Ich komme!“ —

Mite stund schon lange an ihrem fenster und spähte hinüber. Da hub die Thurmuhur zu schlagen an und mit dem zwölften Schlage ward Alles hell drüben. Sie

trat hinaus und schlich auf den Fußspitzen die Treppe hinab, erschrak ein wenig, als sie vermeinete, unter des Vaters Thüre Lichtschein zu sehen und auch sein Schnarchen nicht vernahm, hörte aber unten an der Treppe ihren Namen flüstern und fühlte ihre Hand in einer andern Hand, die kalt war und zitterte.

„Wenn Ihr bange seid“, flüsterte sie, „so geh' ich allein!“

„Ei! wo denkt Ihr hin! Ich habe eben eine solche enorme Courage, daß ich im Stande wäre, Euch zu umfassen und zu küssen!“ Und also redend that er es auch.

„Ihr seid nicht edel, Herr Ritter“, feuchte Mite, maßen Ihr sehr wohl wisset, daß ich nicht schreien kann und keine Rache nehmen; aber ich sag's dem Mann, der ist mein Freund und wird mich rächen, oder ich laufe mitten drin fort und laß Euch allein!“

„Wenn Ihr könnet, vor Angst!“

„Vor den Geistern forcht ich mich nicht, wohl aber vor den Vorwitzigen!“

So redend kamen sie zur Saalthür, zu der Mite den Schlüssel hervorlangte und mühsam aufschloß, so daß es einen Krach gab. Nun traten sie ein. Ein merkwürdig Seidenrauschen umfing sie, die Thür fiel ganz allein in's Schloß und da standen sie im glänzenden Saal, in einer prunkenden Societät von lauter Prachtgewändern, ohne Körper. Im ganzen Saal war

ein Knixen und Complimentiren von lauter leeren Kleidern. Unter einem braunseidenen Cavaliersrock sah man deutlich Tremuliren, bei der Begrüßung eines blauen Damastkleides. Einige wandten sich den Rücken und rauschten mit Schleppen davon. Dann knixten sie wieder ganz gravitätisch. Es war auch ein sehr fürnehmer Rock dabei, mit Stern und Ordensband, vor dem war ein Neigen und Beugen ohne Ende. Der ging auch auf Jedermann zu und alle Kleider machten ihm Platz und harreten, halbgeneigt, im Kreise, bis der Rock sich auch ihnen nähern und vor ihnen stehen würde. Denn er stand oft lange vor einer Seidenrobe, bei der dann eine Bewegung in den Spitzen entstand, als respire etwas darunter. Die schönsten Roben wußten es auch immer so einzurichten, daß sie vor die minder Schönen, in die erste Reihe, in die Vicinität des Ordensbandes kamen. Mit einem Mal ging die letzte Thüre auf, es entstand ein Rauschen und Wehen im ganzen Saal und alle Kleider wandten sich dorthin, wo eben ein schneeweiß Brautgewand neben einem reichen Cavaliersrock hereinschlich und wankte und erschien, als würde es gezogen und geschleppt. Der fürnehme Rock stolzierte zuerst auf das Brautkleid zu, das sich tief vor ihm neigete; dann kamen alle blauen, rothen und grünen Kleider und umarmten das Weiße, was so gräulich aussah, daß die kleine Mite fest nach des Landgrafen Arm griff und ihn auch nicht wieder losließ. Nun näherte

sich ein hochzeitlicher Cavaliersrock dem Brautgewand und neigte sich zu ihm; aber das Brautkleid wich vor dem Rock zurück, als wäre es der leibhaftige Satanas selber, und schimmerte doch so schön, in Weiß und Gold, mit Bändern und Busennadeln; da aber schob der Rock, mit dem es eingetreten, es dem Weißen zu, es hob den Aermel und näherte ihn seiner Spitzenmanschette, dann wandten sie sich, der fürnehm Rock zur Seite des Brautkleides, der Andre zur Seite des Weißen, und hinter ihnen, paarweise, alle Kleider, wieder mit Knigen und Complimentiren, und Nähern der Aermel den Spitzenmanchetten. Das war ein Rauschen! Aus allen Seitengemächern kam es und zog den Andern nach, dick und schmal, mit Juwelen beladen, und reich gestickt, das war ein Rangablaufen. Die Juwelen drängten sich vor die Stickerei und schüttelten sich, wenn ein Gesticktes ihnen zuvorkam; die Cavaliersröcke neigten sich vor den weiten und stürzten zu den engen, zierlichen Kleidern; je reicher sie aber gestickt waren, je mehr mußten sie die Zierlichen verlassen und sich zu den Weiten halten. Mite hatte schon wieder große Inclination zu lachen; da ging direct hinter ihr die Thüre auf und ein ganz schwarzes, knappes Cavaliersgewand trat ein, schlich dicht um sie herum und der Gesellschaft nach. Der Landgraf und Mite drängten sich dicht aneinander, folgten aber doch in die Kapelle hinunter, auf den sammtigen Stufen. Dort stund ein Priestergewand vor dem Altar, in großem

Ornat, das die Aermel über die knieenden Brautkleider ausbreitete. Dann folgte lautlos die ganze Handlung, von lauter leeren Meßgewändern. Im Augenblick, wo der Priesterock die bräutlichen Aermel erfaßte, sie einander zu nähern, riß das Brautgewand sich los und sank, der Länge nach, steif und gerade zu Boden. Da sprang, aus der dunkelsten Ecke, der schwarze Cavalierrock, dem es unter der Manschette blitzete, wie von Stahl, und traf den Weißen, der neben dem Brautkleid zu Boden sank, mit dem reichen Hest des Dolches vorn in der Brust. In dem Moment entstand ein donnerähnliches Getöse, Geschrei, Wehklagen, Jammern, Heulen in der ganzen Kapelle. Der Schwarze wandte sich und kam direct auf Mite zu, blieb vor ihr stehen, bekam ein Anliß und sah sie voll Traurigkeit an. „Der Mann!“ schrie Mite und fiel dem Landgrafen weinend in die Arme. Da schlug die Thurmuhr Eins und in tiefe, schweigende Nacht war die Kirche eingehüllet. Mite weinte noch immer an des Landgrafen Brust, der sie mit seinen Armen umfasset hielt. Da fiel Lichtschein von einer Blendlaterne die Stufen nieder und herunter stieg der Schloßherr selber. Er hub die Laterne so, daß er der Beiden Angesichter scharf erhellete und redte kein Wort. Mite sank in die Knie: „Um Gott! Herr Vater! ich schwöre! ich thu's nie wieder! ganz gewiß nie wieder! es war das erste Mal! ich will nie wieder neugierig sein, ich schwöre, nie wieder! Nur verschonet mich, Herr

Vater! Uebet Gnade an mir! Ich werde Euch gehorchen, mein Lebenlang! Nur dies eine einzige Mal habe ich Euer Gebot übertreten! Ich will es nie wieder thun!" — Er ließ sie reden, ohne ein Wort zu erwidern; dann sprach er zum Landgrafen: „Da Euer Gnaden meine Hausehre nicht achten und nächtlicher Weile mein einzig Kind verführen, so seid Ihr gebeten, vor dem Hahnenkrat mein Schloß zu verlassen, und sie Mamsell, marschirt auf mein Zimmer und wird vor dem Hahnenkrat von meiner Hand ohne Pardon mit dem Farrenschwanz dermaßen durchgepeitschet, daß ihr hinsüro und auf Lebenszeit alle Neugier, Geistersehen und Leichtfertigkeit herausgepeitschet wird!"

Da ließ sich der Landgraf auf ein Knie nieder und sprach: „Da ich allein die Schuld trage, so gebühret mir allein die Straff; Euerm holdseligen Töchterlein aber möget Ihr Nichts grausameres dictiren, als daß sie mein süßes Ehgemal werden muß; denn ich kann kein Andre lieben mehr auf Erden!"

„Wohl ziemet es Euerm edeln Geblüt, sie als Ehgemahl zu begehren, und ich will sie Euch nicht vorenthalten, aber die Peitsche schmecket sie doch." „O lieber Herre! da sie von Stund an mein Gemahl vor Euch und Gott dem Herren ist, so dürfet Ihr nicht mehr Hand an sie legen; denn dann ist sie mein und ich darf sie protegiren und vor jed fährlichkeit beschützen. Von Neugier ist sie cüriret und leichtfertig war sie mit

nichten, sondern sehr beherzt, bis sie sah, daß sie einen Freund verloren. Darum so laßet mich ihren Freund sein, so sie nie verrathen wird und verschonet den süßen Leib meiner liebreizenden Braut!"

„Ihr versteht schön zu caressiren und das Herz zu ramolliren und fast bin ich geneiget, den Pardon zu accordiren; ich gebe Euch nur zu bedenken, daß es Euch dereinst reuen dürste, daß diese heilsame Züchtigung und humiliation nicht vor dem Eintritt in die Ehe stattgefunden.“

„Das laßet meine Sorge sein!“ rief der Landgraf und umarmete die kleine Mite, die noch immer ganz caput am Boden kniete und weinete und zitterte. Dann hob er sie auf und sie neigte sich und küßete des Herrn Vaters gestrenge Hand, deren Wucht und Gewalt sie um Haaresbreite entronnen war.

Einige Monat darauf war die Hochzeit, aber nicht in der Schloßkapelle. Mite wollte nicht dort getraut sein; in Gutem und Schlimmem war sie nicht dazu zu bringen, obgleich der Herr Vater sie mit Carcer bedrohetete. Sie blieb dabei, in der Kirche drunten solle die feierlich Handlung sein. Es war eine prächtig Hochzeit, nur war man sehr erstaunet zu sehen, wie so gar ernst die lustige kleine Mite geworden und wie sie sich oft umsah, als fürchte sie sich. Sie wollte auch die Brautnacht nicht auf Schloß Rommbach zubringen, wie

es sich doch geziemet hätte, sondern verreisete sogleich nach Thüringen, wo die Lichter bald wieder in die schönen Augen wiederkehrten und gar Manchen inflammierten und versengeten. Doch hat das Niemand erfahren, sie selber am wenigsten.



Von der hohen Verfasserin sind in demselben
Verlage erschienen:

Carmen Sylva:

Meine Ruh.

Groß Oktav mit Titelbild geheftet 7 M. 50 Pf.,
reich gebunden 10 M.

Die Hexe.

Oktav mit Titelbild geheftet 2 M., reich gebunden 3 M.

Leidens Erdengang.

Ein Märchenkreis.

Oktav geheftet 4 M., reich gebunden 5 M.

Ein Gebet.

Oktav geheftet 2 M., reich gebunden 3 M.
